



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

Princeton University Library



32101 065205682

902

1

v.3<sup>1-2</sup>

~~ANNEX LIB.~~

Library of



Princeton University.

Elizabeth Foundation.

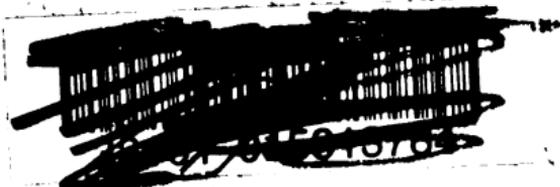
cypl

1234. 234

**ANNEXA**

Digitized by Google

*J. A. Bell*



Philosophisches Magazin.

Herausgegeben

von

Johann August Eberhard.

Dritten Bandes erstes Stück.

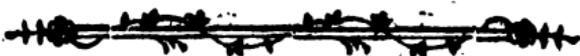
---

H A L L E,

bey Johann Jacob Gebauer.

1790.





I.

Versuch eines Mans zu einer praktischen  
Aesthetik.

Den philosophischen Kunstrichtern zur Prüfung  
vorgelegt.

Wenn die Aesthetik das wäre, was sie seyn sollt  
so müßte sie die Urtheile des Geschmacks über alle Ar-  
ten von Gegenständen der Natur und der Kunst, auf  
eine leichte und faßliche Art, bis zu den allgemeinsten,  
unangbarsten Grundsätzen zurückführen. Es ist über-  
haupt die Bestimmung der Philosophie, die Wahrneh-  
mungen des gesunden Verstandes zu zergliedern, mit  
den ersten Wahrheiten der menschlichen Erkenntniß zu  
verbinden, und ihnen solchergestalt mehr Deutlichkeit,  
Bestimmtheit, Wichtigkeit, Gewisheit, und Allgemeins-  
heit zu geben. Nichts anders kann die Bestimmung  
der Aesthetik seyn, wenn sie als ein gründliches und  
branchbares System der philosophischen Kritik behan-  
delt

Philos. Mag. 3. Bd. 1. St.

A

delt

helt werden soll. Wenn aber ihre ersten Grundwahrheiten alle Urtheile des Geschmacks, bis auf die speciellsten, erreichen, wehn die Theorie auch für die besondern Eindrücke auf das Gefühl des Schönen, soll Grund angeben können: so muß die Wissenschaft zwischen beyden keine Lücke lassen, so muß sie beyde in den einleuchtendsten Zusammenhang bringen; das Gefühl muß sich durch die nächsten Gesetze des Geschmacks rechtfertigen, und diese nächsten Gesetze müssen aus den ersten und allgemeinsten hergeleitet seyn.

Ein solches durchaus zusammenhängendes, durchaus brauchbares System, vermiffen wir freilich noch in den meisten Wissenschaften. Die Naturlehre kennt eine unzählige Menge Erscheinungen, sie hat sich daraus eine beträchtliche Anzahl der speciellsten Gesetze abgezogen; wie wenige kennt sie aber von den allgemeinsten Gesetzen, und wie wenig ist sie im Stande, die ersten mit den letztern in Verbindung zu bringen. Die Chemie kennt viele Gesetze der Wahlanziehungen, die physische Astronomie kennt die Attraktionsgesetze der Himmelskörper, wo ist aber die ausgemachte Theorie, welche uns das Band zeigt, wodurch beyde zusammengekniüpft werden? In der Psychologie ist die allgemeine Theorie bis jetzt noch immer die ausführlichste, wie schwer ist aber die Anwendung dieser Theorie auf die täglichen Erfahrungen.

gen, und auf die gemeinsten Wahrnehmungen des gesunden Verstandes, auch nur auf die, welche er bereits in dem Schatze aller gebildeten Sprachen niedergelegt hat. Kurz, dieser durchgängige Zusammenhang, diese leichte Anwendbarkeit, fehlt jetzt noch den meisten Wissenschaften, wie sollten sie nicht der Aesthetik fehlen, die die jüngste unter ihnen allen ist.

Gleichwol würde gerade sie am meisten einer Bearbeitung fähig seyn, wodurch beyde Vorzüge, die allgemeinste Anwendbarkeit und ein sehr systematischer Zusammenhang, in ihrer Theorie am vollkommensten sich mit einander verbinden ließen. Da ihre Gesetze durch einen so einfachen Zweck, als das Vergnügen ist, bestimmt, da die Mittel zu diesem Zwecke so genau durch das Wesen einer jeden schönen Kunst an gegeben werden, so ließen sich auch leicht die Modifikationen und Einschränkungen, welche das allgemeinste Gesetz in jeder besondern Kunst erhält, mit so viel Genauigkeit bestimmen, als zu einer systematischen Verbindung ihrer speciellen Gesetze mit dem allgemeinsten von einem billigen Richter gefordert werden kann. Und wer würde in einer solchen Theorie die Fruchtbarkeit und Brauchbarkeit selbst ihrer ersten Grundsätze bezweifeln können?

Allein in dem Gange, den diese Wissenschaft bisher genommen hat, liegt etwas, wodurch sie noch

Kunstler von diesem Gipfel der Vollkommenheit ist zur  
 rückgehalten worden. Bis auf ihren ersten Erfinder  
 N. G. Baumgarten, und seinem nächsten Kommens-  
 tator Meyer, hatte man nur die Theorie der redens-  
 den Künste bearbeitet, Cicero und Quincilian die  
 Redekunst, Horaz die Dichtkunst, und Aristoteles  
 beyde; denn alle folgende Theoristen haben diese blos  
 ausgeschrieben, und erst in unsern Tagen hat die  
 Kritik versucht, auch die übrigen Künste mit unter  
 ihre Gesetzgebung zu ziehen. Die Bahn dazu eröffne-  
 ten Winkelmann, Lessing, Mengs, Hagedorn,  
 Webb, Heyne, welchen großen Namen seit kurzem  
 sich Ramdohrs und Göthens Namen beygestellt ha-  
 ben. Was war in diesem Zustande der Kritik natürli-  
 cher, als daß die ästhetische Theorie nur den redenden  
 Künsten konnte angepaßt werden?

Also die Aesthetik war zu einseitig, sie war nicht  
 allgemein anwendbar, nicht vielumfassend genug.  
 Allein dieses war nicht ihr einziger Mangel; sie war  
 auch zu abstrakt; sie ging blos von den ersten Grund-  
 sätzen aus, ohne die angenehmen und unangenehmen  
 Eindrücke, welche die Werke der Natur und der  
 Kunst auf das bloße Gefühl machen, gehörig zu beob-  
 achten, diese Gefühle zu zergliedern, und ihre Zer-  
 gliederung so weit fortzusehen, daß sie sich mit den  
 Vernunftwahrheiten der reinsten Theorie begegnen  
 konnten.

Dars

Daran war vielleicht die Veranlassung Schuld, die Baumgarten auf die Erfindung der Aesthetik brachte. Man sagt, eine Stelle in Breitingers Werke über die Gleichnisse \*) , habe in ihm den ersten Gedanken von einer solchen Wissenschaft erzeugt. Dieser Kunsttrichter wünschet eine Wissenschaft, die das für die Einbildungskraft wäre, was die Logik für den Verstand und die Vernunft ist. Die Art, wie Baumgarten die Aesthetik behandelt hat, trägt allerdings die Spuren einer solchen Veranlassung an sich, die ihn auf eine Aehnlichkeit derselben mit der Vernunftlehre leiten mußte. Wenn also diese Sage gegründet ist: so ließe sich sehr gut begreifen, wie ihn dieser Gedanke habe verführen können, in seiner Aesthetik bloß von einem so abstrakten Gesichtspunkte auszugehen, und sie ledtglich als eine Wissenschaft der Regeln der Vollkommenheit der untern Erkenntnißkräfte zu betrachten. Nachdem er einmal diese Analogie der Aesthetik und Logik zum Grunde gelegt hatte: so bot sich nun ihre weitere Ausbildung von selbst dar. Er fand nun auf diesem Wege, in seiner Eintheilung der Vollkommenheiten der Erkenntniß ganz ungesucht eine sehr bequeme Topik, unter welche sich die übr-

A 3

gen

\*) S. krit. Abb. über die Natur, die Abf. und den Gebr. der Gleichnisse S. 6. Nach andern hat Baumgarten die Veranlassung zu seiner Aesthetik in einer Stelle in Dilfingers Dilucidat. gefunden.

gen Begriffe und Regeln der Aesthetik bringen ließen. Er würde auch ohne Zweifel, wenn er sein so schätzbares Werk hätte vollenden können, das gethan haben, was hernach Meyer that, er würde es mit einer Theorie der untern Erkenntnißkräfte der menschlichen Seele beschloffen haben. Nur zweifelte ich, ob er in der Analogie der beyden Wissenschaften so weit als dieser letztere, würde gegangen seyn, und auch die Lehre von ästhetischen Begriffen, Urtheilen und Schließen, die augenscheinlich in die speciellste Abhandlung der redenden Künste gehört, darin würde gebracht haben.

Eine neue Epoche der deutschen Aesthetik begann endlich mit den kritischen Zeitschriften, an welchen die ersten Schriftsteller unsers Vaterlandes arbeiteten, mit der Bibliothek der schönen Wissenschaften, und den Briefen über die neueste Literatur. Eine genaue Zergliederung der Empfindungen, welche um diese Zeit einige englische Schriftsteller durch ihre scharfsinnigen Beobachtungen, mit denen sie nun aus der Moralphilosophie auf die Theorie der schönen Wissenschaften übergingen, insonderheit Franz Hutcheson und der als Parlamentsredner jetzt so berühmte Edmund Burke, anfangen, und die von den deutschen Philosophen auf die ersten Grundsätze zurückgeführt wurde; die glücklichen Bemühungen

des

des sel. Prof. Mendelssohn um die Wissenschaft durch eine lichtvolle Klassifikation der schönen Künste nach einem fruchtbaren Eintheilungsgrunde, die Theorie der vermischten Empfindungen, so wie die tiefsinnigen Theorien einzelner Dichtungsarten, — alles dieses eröffnete ein neues weites Feld der Untersuchung, auf welchen man den Punkt, wiewol noch immer in weiter Entfernung, zu bemerken glaubte, wo sich die speciellste Kritik mit der abstraktesten Aesthetik begegnen würde.

Etwas näher schien man diesem glücklichen Vereinigungspunkte durch Sulzers Theorie der schönen Künste und Wissenschaften zu kommen. In diesem, ungeachtet seiner vielen schwachen Seiten, unsterblichen Werke, war kein Theil irgend einer schönen Kunst, so wie keine tiefsinnige Spekulation über ihre höchsten Grundsätze übergangen; nur in der völligen Verbindung beyder äußersten Grenzen der philosophischen Kritik, blieb es noch immer hinter der Erwartung, die es erregt hatte, weit zurück. Sollten wir nicht den Grund in den Schwierigkeiten der Unternehmung selbst suchen müssen, daß sie einen Schriftsteller von Sulzers Verdiensten verunglückte? sie verunglückte ihm aber. Ich weiß nicht, ob ich zu dreist vermüthe, wenn ich glaube, daß dieser Weltweise alle Schwierigkeiten, welche die Verbindung der speciellern Regeln der schönen Künste mit ihren all-

geweißern Grundsätzen hat, selbst fühlte, daß er ihnen mehr auszuweichen als abzuheifen suchte, und, um diese schwache Seite seiner Theorie zu verbergen, die bequemere alphabetische Methode, wo der ganze Zusammenhang durch schwache encyclopädische Zurückweisungen angedeutet wird, der schwerern systematischen vortzog. Allein den Schwierigkeiten ausweichen, oder sie überspringen, heißt nicht Andern den Weg ebnen, worin sie liegen.

Um also die Aesthetik zu dem Grade der Vollkommenheit zu bringen, dem sie alle noch so verdienstvollen Bemühungen philosophischer Kunsttrichter nur genähert haben, bleibt Verschiedenes zu thun übrig, das bisher noch nicht gethan ist. Auf der einen Seite müssen wir von unten anfangen, und durch eine vollständige Zergliederung der Mittel einer jeden Kunst, die Elemente ihrer Schönheit auffuchen, ihre ästhetischmöglichen Zusammensetzungen erforschen, darnach die Unterordnung der Arten und Grade der Schönheit in den Elementen, so wie die Arten und Grade der ästhetischen Vollkommenheit des Ganzen zu bestimmen suchen. Dazu habe ich einen schwachen Versuch in meiner Theorie der schönen Wiss. S. 16 — 22 gewagt. Allein das sind nur einige Züge in dem ganzen Aufrisse des systematischen Gebäudes, und zwar nur die geringsten. Um sie alle völlig an einander zu bringen, müssen wir nun auch mit den obersten

ken Theilen heruntergehen. Wir müssen die erste Quelle des Vergnügens, das uns die Werke der schönen Künste gewähren, bis zu ihren allerbesondersten Abtheilungen herableiten; und dann zeigen, auf welchem von diesen besondersten Gründen das Wohlgefallen an den Werken von jeder Art der Kunst beruht.

Der letzte Grund alles Vergnügens ist Thätigkeitsgefühl; oder das Gefühl der angemessenen Beschäftigung, welches uns ein Gegenstand vermittelt der Vorstellungen giebt, die er in unserer Seele erregt; also Gefühl unserer Kräfte. Allein dieser Kräfte sind mehrere in unserer Seele. Welchen Antheil hat eine jede an dem Vergnügen, das uns die Werke der Kunst gewähren? Das muß zuerst getauet angegeben werden, und das hat man noch immer anzugeben verstanden. Die Werke der Kunst gefallen alle zunächst dadurch, daß sie die Sinne und die Phantasie mit unterhaltenden Bildern beschäftigen. Das ist der erste Zweig des Thätigkeitsgefühls, dessen der Mensch, von dem ersten Augenblicke seines Daseyns an, fähig ist; es sey mir erlaubt, ihn das Eindrucksgefühl zu nennen. Dieses Gefühl wohnt in allen Sinnen, es wird von allen Gegenständen der Natur und der Kunst berührt, und, wenn diese es in eine unserer Erkenntnißkraft angemessene Thätigkeit setzen: so sind sie angenehm. Diesem Gefühle entspricht ein Trieb,

oder ein dunkles Verlangen der Seele nach angenehmen Empfindungen. Solcher Triebe muß es eben so viele Arten geben, als es Arten angenehmer Empfindungen giebt, auf die sie sich beziehen. So wie die allgemeinste und höchste Gattung angenehmer Gefühle das Thätigkeitsgefühl ist: so muß auch der allgemeinste und höchste Trieb der Thätigkeitstrieb seyn. Der erste Zweig von diesem Triebe, der sich auf das Eindrucksgefühl bezieht, wird daher der Eindruckstrieb, oder das Verlangen nach angemessenen Eindrücken seyn.

Es ist ein Gesetz des Empfindungsvermögens, daß ein Eindruck, wenn er eine Zeitlang wiederholt wird, endlich veraltet, und mit seinem Veralten nach und nach sein Interesse verliert. Der Thätigkeitstrieb findet alsdann an den gewohnten und zu bekannten Eindrücken keine Befriedigung mehr, das Eindrucksgefühl muß durch neue Eindrücke beschäftigt werden, der Thätigkeitstrieb enthält als den Ausdehnungstrieb, oder das Verlangen nach neuen, mannigfaltigen, und abwechselnden Eindrücken.

Die Elemente, durch welche die Grade des Vergnügens bestimmt werden, das wir durch das Eindrucksgefühl erhalten können, sind also: die Menge, die Mannigfaltigkeit, die Lebhaftigkeit, und die  
 Neu

Neuheit der Eindrücke; das zeigt sich an den Schauspielen, die den Zuschauer am unwiderstehlichsten ans Fenster locken. Je zahlreicher, je mannigfaltiger, je abwechselnder, je glänzender, je ungewöhnlicher der Aufzug ist, der durch die Straßen zieht, desto mehr wird er die Aufmerksamkeit der Menge fesseln. Allein diese Elemente haben ihre Schranken, die sie nicht überschreiten dürfen, wenn sie angenehm bleiben sollen.

Da, wo uns die Eindrücke der Sinne fehlen, oder wo sie uns nicht gefallen, da überläßt sich die Seele dem Strome der Phantasien, die Andere in ihr erregen, oder die sie durch die Schöpferkraft ihrer eigenen Imagination unwillkürlich in sich hervorbringt. Auf die Art unterbrechen wir den Zustand der bloßen Begrifflosigkeit, der den Ueberdruß der Langeweile, den er uns zu empfinden giebt, zumal bey Personen von lebhaftem Geiste, so unerträglich macht.

Die Vergnügen des Eindrucksgefühls können, ohne aus seiner Sphäre herauszugehen, noch durch die Mannigfaltigkeit, Abwechslung, Größe, und Lebhaftigkeit der Eindrücke und Bilder erhöht werden. Die Größe kann eine Größe der Ausdehnung und der Kraft seyn. Zu der Kraft gehört die Bewegungskraft, die Verstandeskraft, die Größe und Stärke der Seele. Die Größe der Ausdehnung mit der Größe der Kraft, giebt gewissen kühnen Gebäu-

den

heit etwas Erhabnes, das in ein Erstaunen setzt, welches noch durch das Gefühl der Kraft, die diese Hindernisse überwunden hat, verstärkt wird.

„Das Bestreben der Kunst, sagt ein scharfsinniger Kunstkenner, den Widerstand der Natur zu überwinden, die Wunder der Mechanik, unermessliche Lasten zu einer schwindelnden Höhe zu erheben, überaus weite Gewölbe und Kuppeln, welche hoch in der Luft schweben, alles dieses trägt das Merkmal wunderbarer Kräfte, und nöthigt uns das Lob der Schönheit ab. Wie viel verliert dieses nicht, wenn dasselbe Gebäude, obgleich mit der nehmlichen Proportion, und mit dem nehmlichen Reichthum der Materie, ins Kleine gebracht wird? Eben deswegen gefällt uns eine große Säule mehr als eine kleine, eine ganze mehr, als eine, die aus mehreren Stücken zusammengesetzt ist, eine porphyrene und marmorne mehr, als eine von Sandstein, und eine steinerne mehr, als eine hölzerne, eine Mauer von großen Quadrern mehr, als eine andere gleich starke. Die Kuppel der Moroni da zu Ravenna, die aus einem einzigen Stück Marmor besteht, wird ein jeder Zuschauer mehr bewundern, als eine andere weit größere aus Backsteinen.“

Die drey ersten Fächer der baumgartenschen Topik über die ästhetische Vollkommenheit der Erkenntniß, das Fach des Reichthums, der Größe und Lebhaftigkeit,

Zeit, enthalten also schon die Gründe von den verschiedenen Graden des Vergnügens, welches uns das Eindrucksgefühl gewähren kann.

Außer den erkennenden Kräften hat unsere Seele aber auch begehrende. Die Gegenstände können durch ihre freilich oft sehr versteckte Beziehung auf uns, angenehme oder unangenehme Leidenschaften erregen, die wir in ihren unmerklichen Graden Emotionen nennen könnten. Ich würde diesen Zweig des Thätigkeitsgefühls unter dem Namen des Richtungsgefühls in die Theorie einzuführen wünschen; wenn ich hoffen könnte, daß sich das Ohr allgemach an dieses freudklingende Wort gewöhnen werde. Wir würden dann in dem letzten Fache der baumgartenschen Topik die Gründe für die Vergnügen dieses Gefühls gefunden haben. Die Analogie der Logik und Aesthetik hat hier augenscheinlich den Philosophen zu weit geführt, indem er in der Topik der letztern eine Ordnung beybehalten hat, die nur in der ersteren zulässig ist. Die Bewegung der begehrenden Kräfte mag für die wissenschaftliche Erkenntniß die letzte Vollendung ihrer Vollkommenheit seyn; für die sinnliche ist sie es gewis nicht. Schon bloße Eindrücke können angenehme oder unangenehme Emotionen erregen, ehe noch deren viele zu einem harmonischen Ganzen zusammengefaßt sind; und in diesem harmonischen

nischen Ganzen muß die Nührungskraft jedes Theiles, dem Zwecke der ganzen Composition untergeordnet werden. Es ist also natürlich, daß die Vergnügen des Nührungsgedühls unmittelbar nach den Vergnügen des bloßen Eindrucksgedühls in Betrachtung kommen.

Was die erstern zu diesen letztern hinzuthun, läßt sich in den gemeinsten Beyspielen wahrnehmen. Es ist dem Müßigen eine angenehme Unterhaltung, am Fenster zu sitzen, und die Vorübergehenden auf der Straße zu sehen; diese Unterhaltung ist schon selbst nem bloßen Eindrucksgedühle angenehm, und zwar, je abwechselnder und mannigfaltiger die Eindrücke sind, desto angenehmer. Der Anblick eines volkreichen Platzes, eines geschäftigen Gewimmels, hat für den ungeschäftigen Gaffer einen unwiderstehlichen Reiz. Den hat es schon als Beschäftigung seiner Sinne und seiner Einbildungskraft. Er will, wie jener Franzose, der zum Zeitvertreibe Wörterbücher las, *de petites images*, kleine Bilder, und die verschafft er ihm. Sobald aber auf diesem Schauplatze irgend eine ruhende Scene eröfnet wird, sobald ein Angfgeschrey unsere Ohren, der Anblick eines Verwundeten oder Verunglückten unsere Augen rühret; so verschwindet alles Uebrige und unsere ganze Aufmerksamkeit wird auf diesen interessanten Punkt zusammengezogen; denn  
hier.

hier kömmt zu dem Vergnügen der bloßen Bilder das Vergnügen der Emotionen. Diese Sehnsucht nach Emotionen treibt die Menge zu den schrecklichen Schauspielen, die auf den Nichtplätzen vorgestellt werden, zu den Schauspielen, die Voltaire die Tragödie des Böbels, la tragédie de la canaille nennt; denen aber auch wohl bisweilen der Gebildetere zusieht, wenn seine Nerven nicht zu schwach, oder sein Mitgefühl zu scharf ist. Eben diese Sehnsucht machte alle Mordgeschichten, alle Erzählungen von Erscheinungen und Gespenstern so anziehend; die erblafften Zuhörer, um ihren Heerd versammelt, hangen in der schwarzen Witternachtsstunde, mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit an dem Munde des Erzählers, die Furcht erlaubt ihnen nicht sich umzusehen, die Erzählung wird ihnen immer desto anziehender, je grauenvoller sie wird. Der nehmliche Trieb wird endlich diesen Geschichten noch immer auch für den Ungläubigsten einen Reiz geben, er wird sich gern durch das Gefühl des Grauens fesseln lassen; und, wenn ihm auch vor den gemeinen Gespenstergeschichten eckelt, so wendet er doch noch gern bey Bürgers vortreflicher Lenore erblassen.

So groß ist die Gewalt des Nahrungsgefühls Emotionen! Emotionen! das ist es, wonach wir alle uns sehnen; das ist es, was den scheinbarsten Reiz

Storgeschichten ihren Preis giebt, was jetzt den ungereimtesten Erwartungen von Geistererscheinungen Glauben verschafft, und noch immer mehr verschaffen wird; je mehr uns Müßiggang und Weichlichkeit kleiner Emotionen bedürftig und Vernachlässigung der Vernunft, deren Bildung allerdings Anstrengung erfordert, dieser kleinen Emotionen empfänglich machen wird.

Das Nährungsgefühl vermehrt also die Vergnügen des bloßen Eindrucksgeföhls; es ist eine neue Quelle angenehmer Empfindungen, aber es erschöpft sie nicht, denn empfinden und begehren sind nicht die einzigen Kräfte in unserer Seele, deren Thätigkeit eine Quelle des Vergnügens werden kann. Wir haben auch einen Verstand, der die Theile in dem Ganzen sondert und ihr Allgemeines denkt; eine Vernunft, die diese Theile in Verbindung zusammenfaßt, und in dem Ganzen Harmonie wahrnimmt; Will, der in dem Verschiedenen Uebereinstimmung, und Scharfsinn, der in dem Aehnlichen und Gleichen Verschiedenheit wahrnehmen will; das erstere, um die Uebersicht des Verschiedenen zu erleichtern, das letztere, um das Uebereinstimmende durch Abwechslung anziehend zu machen. Alle diese einzelnen erkennenden Kräfte wirken ein gleichartiges Gefühl, über dessen Benennung ich aber in Vorlesung seyn werde, wenn man sich nicht

nicht den Namen des Schönheitsgeföhls will gefallen lassen.

Es wird durchgängig erkannt, daß die allgemeinsten Elemente der Schönheit, Einheit und Mannigfaltigkeit oder Simplicität und Abwechselung sind.

Ein Gegenstand, der nicht bloß das Eindrucksgefühl, der auch das Schönheitsgeföhlgelüsten soll, muß also zuvörderst den Verstand beschäftigen, der in den Eindrücken und Bildern Theile vorstellt, in welchen er sich etwas Allgemeines denkt; in den Tönen Anzahl der Schwingungen, in den Gesichtsgegenständen Schranken der Ausdehnung oder Figur, Abstufungen des Lichts, des Schattens, der Farben. Aus diesen Theilen muß er sich auf eine leichte Art das Ganze zusammensetzen können.

Wenn diese Theile bloß der Menge und Größe nach verschieden sind: so können sie nicht anders, als durch ihr Verhältniß zum Ganzen zusammengefaßt werden. Das Vergnügen der Musik, sagt Leibniz, entstehet aus dem Zählen, nämlich aus dem Ueberzählen der Schwingungen des tönenden Körpers; wenn aber dieses Ueberzählen soll eine leichte Beschäftigung des Verstandes seyn, so müssen die Verhältnisse der Töne durch kleine Zahlen ausgedrückt werden

können. Hier liegt die Quelle der angenehmen Empfindungen, die uns Eurythmie, Symmetrie und musikalische Harmonie gewähret. Das Gefühl der letztern erfordert blos, daß der Verstand bey der Oktave eins und zwey, bey der Quinte zwey und drey zähle; bey der kleinen Sekunde muß er funfzehn und sechszehn zählen, und das übersteigt bey der so schon unbegreiflichen Schnelligkeit der Schwingungen in dem Tongefühl seine Kräfte.

Es entsteht das Vergnügen aus Vorstellungen, deren Gegenstände der Verstand in Theilen denkt, die blos der Menge und Größe nach verschieden sind. Dieses Vergnügen ist ganz für den Verstand, der absondert, theilt und zusammenfaßt; und dem dieses Absondern, Theilen, Zusammenfassen gefällt, weil es in den Eindrücken sinnlich ist und mit Leichtigkeit geschieht.

Allein die Theile des Ganzen können auch der Art nach verschieden seyn. Verschiedene Linien, verschiedene Figuren, verschiedene Farben, verschiedene Töne und Harmonien können zu einem Ganzen vereinigt werden. Das können sie aber nicht anders, als so fern sie durch einen gemeinschaftlichen Grund bestimmt werden. Wenn dieser gemeinschaftliche Bestimmungsgrund der Zweck des Gegenstandes ist, dann wird dieser Gegenstand ein Werk der Kunst,

Kunst,

Kunst; und so fern dieser Zweck Vergnügen ist, ein Werk der schönen Kunst. Hier entsteht das Vergnügen aus der leichten Beschäftigung der sinnlichen Vernunft, oder aus der sinnlich vorgestellten Vollkommenheit, die in dem Gegenstande selbst ist; denn die Zusammenstimmung der Beschaffenheiten und Theile desselben, oder der Beitrag dieser Beschaffenheiten und Theile zu dem Zwecke des Werks ist Vollkommenheit.

Wollen wir uns hier wieder die Uebersicht der Klassifikation der besondern Gefühle, die alle Zweige des allgemeinen Thätigkeitsgefühls sind, durch eine besondere Terminologie erleichtern; so könnten wir das Gefühl der Verhältnisse, das durch leichte Beschäftigung des Verstandes Vergnügen gewährt, das Harmoniegefühl, und das Gefühl der Vollkommenheit, das die Vernunft befriedigt, das Vollkommenheitsgefühl nennen. Wir wären dann von dem höchsten Grunde des Vergnügens zu den besondern Gründen desselben herabgestiegen; von dem Thätigkeitsgefühl zu dem Eindrucksgefühl, dem Nährungsgefühl und dem Schönheitsgefühl und durch dieses letztere zu dem Harmoniegefühl und dem Vollkommenheitsgefühl. Alle ließen sich in das allgemeine Thätigkeitsgefühl der erkennenden und begehrenden Kräfte auflösen, ein jedes aber wäre genau

B 2 durch

durch die besondere Art unter diesen Kräften bezeichnet, auf die es sich beziehet.

Vielleicht wäre eine noch feinereerspaltung, der Gefühle zu wünschen; sie wäre auch wohl möglich; sie würde aber in diesem Auftritte des wissenschaftlichen Gebäudes zu sehr die Uebersicht des Ganzen erschweren; ich kann daher die Glieder ihrer weitem Abtheilung bloß kürzlich andeuten.

Bei dem Eindrucksgefühl habe ich die Quellen der verschiedenen Arten und Grade des Vergnügens, welches wir durch dasselbe erhalten können, bereits angegeben. Sie sind Reichthum, Abwechslung, Größe, Lebhaftigkeit der Eindrücke. Hier hat die Natur einen unermesslichen Vorsprung vor der Kunst. Eine schöne Landschaft in der Natur übertrifft die Landschaft, die die mahrende Kunst hervorbringt, durch den unermesslichen Reichthum der Eindrücke, die uns aus ihr zufließen, unendlich. Sie wirkt auf alle Sinne; die Kunst wirkt nur auf das Gesicht; die Natur wirkt zugleich auf das Gehör in dem Gesange der Vögel, dem Rauschen des Wassers, dem Säuseln der Blätter, auf den Geruch in dem Wohlgeruche der Pflanzen, auf das Gefühl durch das Abfühlen erfrischender Lüfte. In der Kunst ist der dargestellte Gesichtskreis nur einer; in der Natur kann er mit jedem

dem Schritte, mit jeder Wendung der Augen abgeändert werden, und jede Wendung der Augen giebt einen neuen Gesichtspunkt des Ganzen und der Theile, eine neue Perspektiv, neue Farben, neue Schatten, neue Lichtparthieen. Was wir hier bey den Werken der mahrenden Kunst verlieren, das können wir nur durch die Vergleichung derselben mit der Natur und noch besser durch die Dichtung der schönsten Landschaften wiedergewinnen; nur die Baukunst der Gärten kann alle Schönheiten der Dichtung mit allen Schönheiten der Natur vereinigen.

In desto mehr Zweige läßt sich das Nährungsgefühl abtheilen; denn die Kunst wirkt auf dasselbe durch angenehme Emotionen, und dieser Emotionen giebt es so viele, als es angenehme Leidenschaften giebt. Es ist daher bald Bewunderungsgefühl, Schaudergefühl, Ehrfurchtsgefühl, Andachtsgefühl; bald Liebegefühl, Freudegefühl, Mitleidsgefühl. Die äußern Gegenstände dieser verschiedenen Gefühle sind, das Erhabne, das Schreckliche, das Feyerliche, der Ausdruck der Würde, der Genuß des Lebens und die verschiedenen Arten der sittlichen Schönheit in Formen, Bewegungen und Handlungen. Doch es würde vergeblich seyn, eine vollständige Klassifikation aller Gefühle und ihrer Gegenstände nach der großen Mannigfaltigkeit ihrer Schattirungen zu versuchen; sie un-

terscheiden sich doch indeß in zwey große Hauptklassen nach den verschiedenen Eindrücken, die sie machen; denn diese sind entweder heftige oder sanfte.

Diese beyden Extreme nähern sich zwar wiederum durch unendlich viele unmerkliche Abstufungen und Mischungen; allein wer darf es unternehmen, sie alle anzugeben? Es ist genug, die Gefühle und Gegenstände danach zu unterscheiden, die bereits die Sprache benannt hat, und die ich eben, wiewol noch immer unvollständig, aufgezählt habe. Die darauf gegründete Klassifikation der Gefühle und ihrer Gegenstände, kann indeß schon, so wie sie da ist, den Nutzen haben, daß sie uns von der Verschiedenheit des Geschmacks in einzelnen Menschen und in ganzen Nationen Grund angiebt. Denn je nachdem überhaupt die erkennenden oder begehrenden Kräfte mehr Ausbreitung und Stärke erhalten haben, je nachdem diese letztern verschiedener Arten der Emotionen mehr oder weniger fähig sind, je nachdem Emotionen mehr durch diese als durch andere Gegenstände können erregt werden: danach werden die Urtheile des Geschmacks verschieden seyn müssen. Dem witzigen Franzosen wird mehr das Sinnreiche als das Rührende gefallen, dem tieffühlenden Deutschen und Engländer mehr das Rührende als das Sinnreiche; dem erstern mehr das Anständige und Gefällige als das Starke  
und

und Schreckliche, dem letztern mehr das Starke und Schreckliche, als das Anständige und Gefällige. Den Franzosen wird das Kindische in der Furcht des Aſſyanaſ vor dem Helmbuſche des Sektors hindern, von der Süßigkeit der väterlichen und ehelichen Liebe, ſo wie von der Naivität der kindiſchen Empfindungen und der Wahrheit ihrer Darſtellung gerührt zu werden, den Deutſchen und Engländer nicht; die letztern werden durch den Mangel an Anſtändigkeit und Feyerlichkeit, in den Handlungen des Kindes nicht beleidiget, der erſtere wird dadurch beleidiget.

Es giebt nemlich Schönheiten, die ſich oft einander ausschließen. Das Feine kann nicht ſtark ſeyn, Kühnheit iſt oft der Beſcheidenheit entgegen, das Wahre iſt oft nicht anſtändig. Außerdem kann eine Nation ihren beſondern Maßſtab für jede Tugend und moralische Schönheit haben; nach dieſem kann bey der einen das ſchon ein Fehler ſeyn, was bey der andern eine Vollkommenheit iſt. Der edelmüthige Höchſinn kann der einen Troß, die Naivität ſchwachſinnige Einfalt, das kühne Selbſtvertrauen prahleriſche Unbeſcheidenheit ſcheinen. Ueber dieſe Urtheile des Geſchmacks wird ſich nicht ſtreiten laſſen; da ſie eben ſo gut, als die Urtheile der dunkelſten Sinne, des Geſchmacks und Geruchs auf dem Gefühle beruhet; nur, daß die erſtern durch Erweiterung der erkennen-

den Kräfte und die Berichtigung ihrer Urtheile, Ebenen verändert werden; die andern aber, die blos von der Beschaffenheit des Sinngliedes abhängen, nicht. Wer wird indeß leugnen, daß das Rührungsgefühl vollkommener ist, wenn alle seine besondern Zweige in der richtigsten Proportion ausgebildet sind, so wie der Gegenstand schöner, der, wofern er die verschiedenen Arten der Schönheit in sich vereinigen kann, sie auch wirklich in sich vereinigt; wenn die Nebenbegriffe des Eckelhaften und Lächerlichen das Gefühl nicht abhalten, das Schreckliche, Erhabne, Kühne, Naive in seiner ganzen Stärke zu empfinden; und wenn der Gegenstand das Schreckliche ohne das Eckelhafte, das Kühne ohne das Prahlende, das Naive ohne das Lächerliche darstellt.

Nachdem wir in dieser Klassifikation von den entferntesten innern Quellen des Vergnügens zu den nächsten herabgestiegen sind: so wird sich die Theorie nun leichter begegnen, wenn wir wieder von den speciellsten äußern Quellen zu den allgemeinsten hinaufsteigen.

Die besondern Klassen der Kunstwerke laufen endlich in folgende drey Hauptklassen zusammen; sie sind entweder Werke der beschreibenden, oder der pathetischen, oder der dichtenden Kunst. Diese Eintheilung

theilung, die man bisher nur immer in der Poetik zum Grunde gelegt hat, begreift so gut die Werke der Baukunst, der Bildhauerkunst, der Malerey und der Mimik, als der Dichtkunst. Ein Landschaftsgemälde ist so gut ein Werk der beschreibenden Kunst, als Kleists Frühling; eine reuige Magdalene von Batezoni so gut ein Werk der pathetischen Kunst, als der 51ste Psalm, und ein Gebäude, ein historisches Gemälde, eine Statue, ein pantominischer Tanz so gut ein Werk der dichtenden Kunst, als ein Drama und eine Epöee.

Das Werk der beschreibenden Kunst ist ein Gegenstand des Eindrucksgefühls, das Werk der pathetischen Kunst ist ein Gegenstand des Nährungsgefühls, und das Werk der dichtenden Kunst ein Gegenstand des Harmonie- und Vollkommenheitsgefühls.

Hier erscheinen die Werke der Kunst blos mit den Zügen, die sie mit den Werken der Natur gemein haben; sie erscheinen in ihrer reinen und unvermischten Gestalt; die Werke der beschreibenden Kunst, wie sie blos auf das Eindrucksgefühl, der pathetischen Kunst, wie sie auf das Nährungsgefühl, der dichtenden Kunst, wie sie auf das Schönheitsgefühl wirken. Mit so gesonderten Quellen des Vergnügens bring-

gen zwar die Kunst und die Natur ihre Werke nicht hervor; allein in der Wissenschaft macht die Deutlichkeit diese Sonderung nöthig.

Die Elementarursachen des Wohlgefallens wirken in keinem Werke allein und einzeln. Alles was uns rühret, muß erst auf Sinne und Einbildungskraft; oder auf das Eindrucksgefühl wirken; so wie nichts auf dieses wirken kann, was nicht mit mehr oder weniger bemerklichen Emotionen sollte begleitet seyn. Bey den Werken der Kunst kommen zu dem innern noch zwey äußere Gründe des Wohlgefallens hinzu, die bey allen drey Arten des Gefühls mitwirken; nämlich die Nachahmung und diejenige Vollkommenheit, die das Werk von der Größe des Genies seines Urhebers erhält.

Die Kunst selbst nimmt die Züge ihrer Werke aus der Natur; dadurch erhalten sie eine Quelle der Unterhaltung, die sie dem Verstande interessant macht, der sich durch die Vergleichung des Kunstwerks mit dem Urbilde in der Natur beschäftigt und befriedigt findet.

Diese Quelle des Vergnügens, das die Werke der Kunst gewähren, hat bereits Aristoteles bemerkt, und man giebt ihm vielleicht nicht mit Unrecht Schuld,  
daß

daß er ihr einen etwas zu großen Werth beygelegt hat. Er sagt: „Die Ursach hievon (von dem Vergnügen an der Nachahmung) ist, daß die Vermehrung der „Erkenntniß nicht nur dem Weisen, sondern auch andern Menschen angenehm ist; nur daß diese im geringern Grade derselben theilhaftig werden.“ \*) Man legt aber dem Verdienste einer getreuen Nachahmung einen zu großen Werth bey, wenn man sich ganz allein darauf einschränkt, oder ihr gar höhere Vorzüge aufopfert.

Die Werke der Kunst sind hiernächst Wirkungen der Talente und des Genies des Künstlers, wir können sie daher nicht bewundern, ohne zugleich von der Größe der Geisteskräfte, die sie hervorgebracht haben, angenehm getührt zu werden. Das Ahnden der Kraft des Urhebers vermehrt augenscheinlich das Wohlgefallen an seinem Werke. Das verrathen wir selbst durch das Lob, womit wir unser Wohlgefallen daran ausdrücken. Wir nennen die Unternehmung, das Pantheon als eine bloße Kuppel auf die Peterskirche zu setzen, ein kühnes Werk, wir nennen einen Gedanken einen kühnen, witzigen, einen sinnreichen, einen scharfsinnigen Gedanken, und diese Kühnheit, dieser Witz, dieser Scharfsinn ist ein Talent, das wir in dem Künstler bewundern. Es ist eine gemeine Erfahrung, daß

\*) Poetik S. 5.

uns ein tollger Einfall mehr in dem Munde des Erfinders, als in dem Munde des Nacherzählers gefällt; das würde aber keinen vernünftigen Grund haben, wenn das Talent des Urhebers, das wir in dem Werke ahnden, nicht dem Werke selbst einen Werth gäbe.

Der Zuwachs von Annehmlichkeit, den die Richtigkeit und Treue der Nachahmung einem Kunstwerke verschafft, kann aber nur in den Werken der beschreibenden Kunst fühlbar werden; in den übrigen kömmt er für unser Vergnügen in keine Betrachtung. Ich weiß, daß diese Schätzung der Nachahmung das allgemeine Vorurtheil gegen sich hat. Man hat den Werth dieser Vollkommenheit so sehr übertrieben, daß man sie zur einzigen und höchsten Quelle alles Wohlgefallens an den Werken der schönen Künste erhoben hat.

Ein französischer Kunstrichter schmeichelte sich, eine ganz neue Entdeckung gemacht zu haben, indem er auf Glauben des vielleicht mißverstandenen Aristoteles, das Gesetz: Ahme die Natur nach, als das höchste Gesetz und den ersten Grundsatz in seiner Theorie aufstellte, und es fehlte ihm eine Zeitlang in Deutschland nicht an Nachfolgern. Man fand dabei zwar unendlich viel Schwierigkeiten; man sah Kunst:

gat;

gattungen, die entweder kein Urbild in der Natur hatten, wie die Baukunst, oder erst der Kunst ihre Schönheit verdankten, wie die lyrische Dichtkunst, oder die durch keine Kunst einen Grad von Annehmlichkeit erhalten konnten, wie die Eckel und Entsetzen erregenden Gegenstände; denn diese sind gerade um desto widerlicher, je getreuer sie der Natur nachgebildet sind. Man war daher genöthigt, den unächten Grundsatz bald nach der einen, bald nach der andern Seite zu wenden, um ihn der Theorie in ihrem ganzen Umfange anzupassen; man verlangte bald bloß die Nachahmung der schönen Natur, bald die Nachahmung der ganzen Natur, aber eine verschönerte. So war der Grundsatz, der auf einmal alles in der Theorie der schönen Künste aufhellen sollte, ein zweydeutiges schwankendes Licht.

Zwey Fragen würden uns über seine Unbrauchbarkeit auf einmal die Augen geöffnet haben: Warum gefallen uns die Werke der Natur, und wenn die Nachahmung derselben eine Quelle des Vergnügens ist, wo und warum ist sie es?

Wenn der Genuß der Naturschönheiten auch Vergnügen verursacht, wie kann also die Nachahmung die einzige und letzte Quelle desselben seyn? Wenn sie der Grund des Vergnügens in den Werken der

der

der Kunst ist, warum ist sie es? warum gefällt uns ein Werk, wegen seiner genauen Aehnlichkeit mit einem andern Gegenstande? Aristoteles hat diese Frage so beantwortet: Die Vergleichung der beyden Gegenstände, des Urbildes und der Nachahmung vermehrt unsere Erkenntniß und diese Vermehrung des Erkenntniß ist nicht allein dem Weisen, sondern auch andern Menschen angenehm. Hier sind wir also wie bey der Quelle des Vergnügens, die wir in der Beschäftigung unserer erkennenden Kräfte finden. Wir müßten also die Urquelle des Vergnügens, selbst desjenigen, das uns die Werke der Kunst gewähren, noch weiter suchen; es wäre nicht die Nachahmung; denn diese gewährt nur Vergnügen, weil sie unsern erkennenden Kräften Beschäftigung giebt.

Allein noch mehr: wir haben auch begehrende Kräfte und die erkennenden können auch durch andere Schönheiten der Kunstwerke angenehm beschäftigt werden. Sie können also rührend seyn, sie können Bewunderung erregen, sie können dem Harmoniegefühl, sie können dem Vollkommenheitsgefühl gefallen.

Durch diese Mittel können uns also Gegenstände Vergnügen machen, die gar kein Urbild haben, oder wenn sie auch dergleichen haben, doch nicht durch ihre Aehnlichkeit mit demselben gefallen. Gerade dann,  
wenn

wenn das Werk den höchsten Grad der ästhetischen Vollkommenheit hat, wenn es am rührendsten, am täuschendsten ist, denken wir am wenigsten an ein Urbild, dem es der Virtuose nachgebildet hat. Ein Schauspiel ist desto vollkommner, je täuschender es ist, je mehr wir dabey den Dichter vergessen, und eines wirklichen, keiner nachgeahmten Handlung zuzuschauen glauben. Ein Portrait mag uns durch seine Aehnlichkeit mit seinem Originale vergnügen; wen läßt aber Corregios oder Battonis Magdalena an etwas anders als an die schöne Bussfertige denken, die er vor sich siehet?

Ich glaube aus diesen unleugbaren Erfahrungen schließen zu dürfen, daß die Nachahmung nur den Kunstwerken einen Werth geben könne, die in der Natur blos oder doch vorzüglich dem Eindrucksgefühl gefallen. Ein gemahltes Küchenstück mag um desto schöner seyn, je getreuer es nach der Natur kopirt ist, ein Apollo von Belvedere, eine Nacht des Corregio, eine Ode von Kammler, eine Emilia Galotti von Lessing, ein Don Carlos von Schiller, ein Oberon von Wieland, ein Kriegessed von Gleim, wird, um uns zu entzücken, dieser Art von Schönheit nicht bedürfen.

Es giebt indeß bey den Werken der dichtenden Kunst eine Täuschung, die uns zu dem Gedanken ver:  
lei:

leiten kann, als wenn sie durch ihre Aehnlichkeit mit der Natur gefallen; und diese Täuschung verdient aufgeklärt zu werden.

Die Größe und Beschaffenheit jedes Theils eines Werke der dichtenden Kunst wird durch den Zweck desselben bestimmt. So ist es bey den Werken der Baukunst, der Bildhauerkunst, der Malerei, der Tonkunst und der Dichtkunst. Bey der Baukunst lassen sie sich erfinden, ohne daß der Virtuose ein Urbild vor Augen hat, dem er sein Kunstwerk ganz oder wenigstens theilweise nachbildet. Er ist hier ganz sich selbst überlassen; das Werk ist ganz seine eigene Schöpfung, dessen Theile er ganz seinen Absichten gemäß wählt und zusammenordnet. Die Künste, welche menschliche Formen und Handlungen darstellen, deren Verbindung unter einander und mit dem Innern dem Künstler nur durch die sorgfältigste Beobachtung bekannt wird; die aber dem Gefühle wohlgefällt, sobald es sie wahrnimmt, — diese Künste bedürfen ein Vorbild. Der Virtuose kann also nichts Besseres thun, als es in der Natur suchen, ihre zerstreuten Schönheiten zusammenfassen, ihre gefallende Kraft verstärken, und das, was die Natur zu andern Zwecken, als zum Wohlgefallen in ihre Werke mischt, (denn sie arbeitet auch zum Nutzen) weglassen. Er wird auf einem andern Wege, als den die Baukunst betreten kann,  
ein

ein schönes Werk hervorbringen, er wird die Natur durch die Kunst verschönert nachgeahmt haben.

Liegt aber hier der Grund des Vergnügens in der getreuen Nachahmung der Natur? Ist es eigentlich die Genauigkeit der Nachahmung, die gefällt? — Da der Gegenstand auch in der Natur wegen seiner eigenthümlichen Schönheit gefällt, so ist es auch in der Kunst nur diese Schönheit und Wahrheit, die dem Werke eine gefallende Kraft giebt, weil es die Schönheiten der Natur aufgenommen hat. Der Künstler mag durch getreue Nachbildung eines Urbildes seinem Meisterstücke Schönheit gegeben haben; wer aber von dieser Schönheit angenehm soll gerührt werden, braucht sein Vergnügen nicht erst aus der Vergleichung der Kunst mit der Natur zu nehmen.

Die Artisten in den dichtenden Künsten müssen also die Elemente der Schönheit für die sinnliche Vernunft zu einem Werke zusammensetzen, das durch die Einheit des Zwecks oder der belebenden Kraft zu einem Ganzen wird; sie müssen seine Form bereits in der Natur finden oder nicht. Diese Art der Zusammensetzung giebt ihren Werken Wahrheit und Ueberredungskraft, und das sind die beiden noch übrigen Säulen in der Baumgartenschen Topik. Diese Wahrheit, welche die Werke der Kunst haben müssen, ist

Philos. Mag. 3. Bd. 1. St. C ganz



Hier haben wir die erste Art der Täuschung, die durch die Aehnlichkeit des Kunstwerks mit der nachgeahmten Natur gewirkt wird, und die wir die Sinnentäuschung nennen könnten. Es giebt aber noch eine andere, die durch ein anderes Mittel gewirkt wird. Dieses ist das Vergnügen selbst. Wenn das Werk einen so hohen Grad der Schönheit hat, daß es die genießende Seele bis zu einer Art der Entzückung bezaubert, so ist die Kunst der Wirklichkeit ihrer Täuschung gewiß. Die Aufmerksamkeit der Seele wendet sich alsdann ganz mechanisch von den Seiten des Gegenstandes ab, welche sie an ihrem Genusse hindern könnte; sie bemerkt also darin nichts von dem, was darin unnatürlich ist, und dessen Wahrnehmung ihre Täuschung zerstören könnte. Die erste Art der Ueberredungskraft, ist die Ueberredungskraft der Empfindung; die andere die Ueberredungskraft des Traumes. Der Wachende glaubt, was er siehet, der Träumende siehet, was er träumet. Sein Traum hat also für ihn alle Wahrheit der Sinneserkenntniß; indeß daß seine Sinnen und Vernunft, die während des Schlafes gebunden sind, ihn seinen Irrthum nicht bemerken helfen. So wie hier der Schlaf die vernünftigen Kräfte bindet, daß sie die Täuschung der Seele nicht hindern; so bindet sie in den Künsten das Vergnügen, daß sie in der Entzückung das Falsche und Unnatürliche der Darstellung nicht wahrnimmt.

Die Wahrheit in den schönen Künsten ist als entweder mit der Schönheit einerley, oder sie ist eine nothwendige Bedingung des Vergnügens, das das Kunstwerk hervorbringen soll; so wie ihre Unwahrheit nur die ist, welche entweder der Schönheit entgegensteht, oder das Vergnügen stört. Sie braucht in beyden Fällen aber nur Wahrheit für die sinnliche Vernunft zu seyn, ja sie muß es seyn; denn es würde dem Kunstwerke nichts helfen, wenn es zwar für die tiefsinnige, nicht aber für die sinnliche Vernunft Wahrheit hätte; die erstere könnte den Mangel der letzteren nicht ersetzen.

Ein auf die Seite hängendes Gebäude hat keine ästhetische Wahrheit, es ist aber auch nicht schön; ein Charakter, wie Karl Moor in den Räubern, ist nicht wahr; eine Handlung, wozu er mitwirkt, kann aber auch nicht rühren. Es ist vergebens, zu sagen, daß es solche Charaktere in der Natur gebe, oder daß man solche hängende Gebäude aufführen könne, die nach den Gesetzen der Mechanik nicht umstürzen. Das weite Fundament, in dessen Fläche der Schwerpunkt des Gebäudes fällt, und welches sein Umstürzen hindert, ist dem Auge nicht sichtbar, das Gebäude hat also für die sinnliche Vernunft nicht die Festigkeit, die ihm die senkrechte Stellung seiner Wände giebt; es fehlt ihm die ästhetische Wahrheit;

es

es fehlt ihm aber auch die ästhetische Vollkommenheit, oder die Stellung seiner Theile, die ein sinnliches Zeichen seiner Festigkeit ist. Es neigt sich, und muß einstürzen, weil es einzustürzen scheint.

Ob es Menschen in der Natur gebe, die ohne alle Gründe Böses thun, das darf hier nicht untersucht werden. Das Aeußerste, was man zugeben könnte, wäre, daß ihre Handlungen durch tiefliegende und völlig verborgene Gründe bestimmt werden. Diese verborgenen Gründe sind aber für ihre ästhetische Wirkung so gut, als gar keine; sie tragen nichts zu der Wahrheit, sie tragen nichts zu der Nührung der Handlung bey.

Wir nennen dergleichen Gegenstände unnatürlich, und wenn wir sie so nennen, so fragen wir nicht erst, ob sie etwa in der Natur vorhanden sind. Denn wenn sie das auch wären, so würden sie doch dadurch nicht in der Kunst natürlich werden. Die Natur bringt auch Ungeheuer hervor, physische und moralische, die darf aber die Kunst nicht nachahmen, und selbst ein moralisches Ungeheuer, wie Lady Macbeth, wenn es die Kunst darstellt, darf kein ästhetisches seyn. Die Natur mag einfüßige und zweyköpfige Menschen hervorbringen, die müssen aber nicht in die Werke der Kunst kommen. In der Na-

tur ist die Kette der wirkenden und Endursachen versteckt, das darf sie in der Kunst nicht seyn. Die Natur arbeitet nicht bloß zu dem Zwecke des Vergnügens, das thut aber die Kunst; in der Natur erhalten die Theile des Weltalls ihre Vollkommenheit durch ihre Befestigung mit dem unendlichen Ganzen; diese Vollkommenheit ist aber nur dem unendlichen Verstande anschauend, der endliche Verstand hat das von bloß eine abstrakte Erkenntniß, die außer dem Gebiete der sinnlichen Vernunft lieget.

Dieser Unterschied zwischen Natur und Kunst, scheint auf der einen Seite den Bezirk des Natürlichen in der Kunst sehr einzuschränken; allein auf des andern erweitert er ihn wieder. Die Kunst darf sich nicht allein ihre mannigfaltigsten abweichendsten Erfindungen erlauben, sie muß sogar, wenn sie ihre Bestimmung erfüllen will, ihre ganze Schöpferkraft dazu aufbieten. Denn da sie zu dem einfachen Zwecke des Vergnügens arbeitet: so muß sie aus der Natur dazu die zerstreuten Züge zusammenlesen, und sie in die Verbindung bringen, die dem speciellen Zwecke ihres Werkes gemäß ist. Was sie auf diese Art zusammensetzt, das sind Erdichtungen, und die müssen natürlich seyn, das heißt, sie müssen ästhetische Wahrheit haben, oder diejenige Wahrheit, die die sinnliche Vernunft wahrnehmen kann; sie müssen nicht  
das

das Geringste von dem Unnatürlichen enthalten, was die sinnliche Vernunft wahrnehmen könnte, das heißt, sie müssen täuschend seyn. Die Theile einer Erdichtung müssen sich nicht widersprechen, sie müssen einen Zusammenhang haben, der der sinnlichen Vernunft einleuchtend ist.

Die Vorstellungen, die ein Werk der dichtenden Kunst erregt, sind entweder Vorstellungen von Lehren, oder von Formen, oder von Handlungen. Ein solches Werk gefällt also entweder durch die leichtgefühlte Verbindung der Wahrheiten zu einem System, oder der Theile zu einer Form, oder der Begebenheiten zu einer Handlung. Das giebt uns drey besondere Arten dichtender Künste, welche verdienen, durch eine eigene Terminologie unterschieden zu werden, mit der wir uns leichter in der Vergleichung der ästhetischen Materie mit ihrer Form, oder der Vorstellungen mit ihren Zeichen, verständigen können. Ich nenne den ersten Zweig der dichtenden Kunst die didaktische, den zweyten die plastische, den dritten die pragmatische; und besorge von dieser Terminologie blos, daß man sie zu ungewöhnlich finden werde; denn, nach den Begriffen, die sie bezeichnet, wird sie bestimmt genug seyn.

Die didaktische Kunst sollte sich blos willkührlicher Zeichen bedienen, sie sollte blos zur Poetik gehö-

ren. Ihre Materie sind abstrakte Begriffe, die durch natürliche Zeichen nicht können ausgedrückt werden. Will man sie durch wesentliche Zeichen ausdrücken, das ist: durch solche, die in ihrer Zusammensetzung der Verbindung der abstrakten Vorstellungen ähnlich sind: so entsteht ein Werk der plastischen oder der dramatischen Kunst, das weder die Forderungen der einen noch der andern erfüllt.

Die Werke der plastischen Kunst gefallen durch ihre Schönheit, die Werke der pragmatischen Kunst durch eine pragmatische Entwicklung der Gedanken und Empfindungen, wodurch sie Interesse für den Verstand und das Herz erhalten. Beyde müssen in den allegorischen Kunstwerken der didaktischen Zusammensetzung untergeordnet werden; die plastische Kunst schafft ein Ungeheuer, dessen Theile bedeutend sind, sie schafft, statt einer Venus, einen Sphynx, weil sie, nicht ein Ideal der Schönheit, sondern ein prägnantes Sinnbild hervorbringen will; die pragmatische Kunst dichtet eine allegorische Handlung, weil sie, nicht die Fortschritte einer rührenden Begebenheit oder die Entwicklung interessanter Charaktere darstellen, sondern in der Darstellung der Personen und ihrer Handlungen bloß ein System von Lehren und Gedanken vortragen will. Hier entsteht ein ästhetischer Widerspruch zwischen den Zwecken und den Mitteln der Kunst

Kunst; man will die Zwecke der didaktischen Kunst durch die Mittel der plastischen erreichen; man will durch die Werke der Malerey, der Bildhauerkunst oder der Baukunst Lehren vortragen, und man verfehlt den Zweck von beyden; als didaktisches ist das Werk nicht verständlich und unterrichtend, als plastisches oder bildmässiges ist es nicht schön, und interessant. Ein Werk der Architektur z. B. worin die Materie und die Form nicht nach den Regeln dieser Kunst gewählt, nicht ihrem eigenthümlichen Zwecke untergeordnet wäre, wo beydes sich auf die Absicht, gewisse Lehren sichtbar zu machen, bezöge, würde oft durch seine augenscheinliche Ungereimtheit beleidigen. Es kann daher auch nicht in der Wirklichkeit, es kann höchstens in der Beschreibung gefallen, es darf nicht den Sinnen als ein daseyndes Ding, es darf nur der Phantasie als ein wesentliches Bild darge stellt werden, es muß seine Ungereimtheit in dem schwächern Lichte der Einbildungskraft verbergen. Würde ein Pallast nach folgender Beschreibung in der Wirklichkeit etträglich seyn? Es ist der Pallast der Glücksgöttin.

Dans une île brulante et de sable mouvant,  
 Qui suit le cours des flots et roule au gré  
 du vent,  
 Il se voit un palais sans regle et sans mesure,  
 Mais d' une extravagante et bizarre structure,  
 Dont

Dont l'ouvrage s'agit, sans le secours de  
 S' eleva de morceaux assemblés au hazard.  
 On n'y consulta point le niveau ni l'esquerre,  
 Pour aligner le Plan, pour ajuster la pierre,  
 Et les Appartemens en tumulte dressés  
 Sur les pieds du Compas ne furent point  
 Des poutres demi-pourris y reçoivent sur la face  
 D'autres bois vermoreux, sur le faite ont leur  
 Et des Marbres de prix, loin des yeux, loin  
 du jour,  
 Sont laissés sans honneur dans une basse-tour.

Le Palais de la Fortune par le  
 P. le Moine.

S. Annales, Vol. XXI, p. 52.

Wer also in der Kunst die ihr eigenthümlichen  
 Schönheiten genießen will, der wird ihr für ihre al-  
 legorischen Werke wenig Dank wissen. Das beweis-  
 set die Gleichgültigkeit, womit man gemeinlich die  
 Besten unter ihnen anzusehen pflegt; nur selten zeich-  
 net sich eins oder das andere durch die glückliche Er-  
 findung eines sinnreichen Gedankens aus; und wenn  
 es ohne diesen Vorzug gefällt, so wird es durch seine  
 sichtbare Schönheit, oder das Interesse der Hand-  
 lung gefallen, wobei das sinnbildliche Attribut und  
 der

der mystische Sinn für die Kunst nur eine Nebensache ist. Das Sinnbild des Fleisches, der Enthaltbarkeit und der allbezwingenden Liebe wird gefallen, aber nur durch die Schönheit der weiblichen Figuren mit den Werkzeugen des Ackerbaues und dem Jügel in der Hand, nur durch die Schönheit des löwenbändigens den Amors. Man wird allenfalls an Rodens mahlerischen, schwerlich aber an Winkelmanns grundgelehrten Allegorien Gefallen finden; immer aber wird uns mehr die Schönheit der Form, als der Tieffinn der Bedeutsamkeit anziehen.

Wie würde ein Gebäude, das ein Werk des Zufalls wäre, das man nicht nach dem Loth und Winkelmaaß aufgeführt hätte, ein Gebäude ohne Regelmäßigkeit, mit verfaulten und wurmfistichigen Balken, selbst unter dem Schutze der Allegorie den Augen gefallen können? — Die Allegorie kann in keinem Werke der plastischen Kunst der Hauptzweck seyn, sie kann nur sparsam in einigen Theilen angebracht werden, und muß immer ihrem eigenthümlichen Zwecke untergeordnet seyn.

Die Allegorie hat also für die Kunst und das Vergnügen einen geringen Werth. Vielleicht hat sie einen desto größern für die Wissenschaft und den Unterricht. — Die Natur der abstrakten Erkenntniß scheint

scheint uns das nicht zu versprechen. Diese wird am Besten durch den Gebrauch der Worte erleichtert und vervollkommenet. Alle andern Zeichen sind mehr oder weniger vieldeutig und unverständlich; und wenn sie mit der Zeit eine leichte Bedeutbarkeit erhalten, so geschieht es mehrentheils durch die nämlichen Mittel, wodurch auch die künstlichen Zeichen verständlich werden, durch Uebereinkommen und Gebrauch. Wir sind jetzt vielleicht eben so gewöhnt, bey dem Anblick einer weiblichen Figur mit den Werkzeugen des Ackersbaues den Fleiß zu denken, als bey dem Worte selbst, das diese Tugend bezeichnet; allein, wie mich dünkt, bloß deswegen, weil uns dieses Sinnbild aus dem Wörterbuche der hieroglyphischen Kunst so bekannt geworden ist, als das Wort selbst. Sollten wir seine Bedeutung ohne dieses Hülfsmittel, erst aus der Ansicht desselben entzöckeln müssen; so würden wir bald erfahren, daß das nicht so leicht sey. Zuförderst würden wir die Metonymie auflösen müssen, die uns das Werkzeug statt der Kunst, die sich desselben bedient, zu denken giebt; und dann müßten wir noch den abstrakten Begriff des Fleißes überhaupt aus dem Begriffe des landbauenden Fleißes abziehen. Denn die Bilder haben uns zunächst nur Vorstellungen von dem Einzelnen, nicht von dem Allgemeinen; und eben dazu sind die künstlichen Sprachen ein so nützlich Werkzeug des Verstandes, weil sie das abstrakte Denken erleichtern.

tern. Wir verkehren daher die Ordnung der Dinge, wenn wir da die Zeichen der bildenden Künste gebrauchen, wo wir mit den Zeichen der redenden Künste unsere Absicht weit besser erreichen können. Noch weit größer werden diese Schwierigkeiten, wenn wir ganze Sätze, oder gar ein ganzes System von Wahrheiten durch Allegorien ausdrücken wollen. Je länger die Allegorie wird, desto mehr wächst ihre Unverständlichkeit, und die Mühe ihrer Enträthselung; desto schwächer wird mit jedem Schritte das Interesse der Komposition. Eine ganze Reihe allegorischer Gemälde, eine durch ein ganzes Buch hindurch geführte Allegorie würde unerträglich seyn.

Wenn den bildenden Künsten die Natur ihrer Zeichen die Darstellung der Lehren erschweret; so erschweret hinwiederum den redenden Künsten die Natur ihrer Zeichen die Darstellung der sichtbaren Formen. Die erstern sollten daher die Darstellung der Lehren den redenden, so wie die letztern die Darstellung der Formen den bildenden Künsten überlassen; denn jede Kunst muß nur das schaffen wollen, wozu sie die Natur ihrer Mittel am geschicktesten macht. Formen, zumal sehr zusammengesetzte, können nicht mit Präcision gefaßt werden, wenn nicht ein Blick alle ihre Theile und Umrisse zugleich und auf einmal überseht. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Umrisse, die eben

so

so große Feinheit ihrer Abstufungen, Verhältnisse, Stellungen und Zusammensetzungen, können unmöglich mit so großer Genauigkeit in Worten dargestellt werden, als die Verschiedenheit der Form nach ihren mannigfaltigen Graden der Schönheit nothwendig erfordert. Daher braucht selbst die Wissenschaft die Zeichnungen eines solchen sinnlichen Alphabets, wie Linne' in seiner *philosophia botanica* gegeben hat, um ihre Beschreibungen nur verständlich zu machen. Was aber zu der wissenschaftlichen Deutlichkeit hinreichend, das ist zu der ästhetischen Wirkung der Darstellung bey weitem noch nicht genug. Zu allem diesem kommt noch diese wesentliche Verschiedenheit der Zeichen in den redenden und bildenden Künsten, daß die erstern successiv sind, indes die Präcision des Bildes einer schönen Form eine gleichzeitige Darstellung aller ihrer Theile erfordert; und daß die Dichtkunst nur zu der Einbildungskraft redet, indes die bildende Kunst zu den Sinnen reden kann; die Eindrücke der Sinne aber haben vergleichungsweise mehr ästhetische Kraft, als die lebhaftesten Bilder der stärksten Einbildungskraft.

Dieser Vorzug kommt indes den bildenden Künsten nur bey den Formen zu, wo die Wirkung ihrer Darstellung mehr von den Umrissen und Verhältnissen, als von der Größe der Theile abhängt, wo der Gegenstand mehr schön als erhaben seyn, mehr Wohl-

Wohlgelassen als Bewunderung wirken soll; denn, wenn die bildenden Künste der Seele von dem Liebreiche einer medicischen Venus einen getreuen Abdruck übers liefern werden, so werden sie hingegen die redenden Künste mit der Beschreibung eines Schlachtfeldes, durch eine größere Fülle der Empfindungen in Bewegung setzen.

Diese Bemerkungen über die Natur der Darstellungs mittel, und ihr Verhältniß zu der Gattung von Gegenständen, wozu sie am geschicktesten sind, könnten schon als Beispiele von den verschiedenen Schranken der Künste hinstreichen. Es erhellet aus ihnen augenscheinlich, daß die redenden Künste geschickter sind zu den Werken der didaktischen Kunst, die bildenden zu den Werken der plastischen Kunst. Allein die pragmatische Kunst hat noch ihre besondern Eigenheiten, aus der noch verschiedene neue Beziehungen derselben auf die redenden- und bildenden Künste entstehen. Ihre Materie sind Handlungen; Handlungen aber sind etwas Successives. Sie werden also von denen Künsten, deren Darstellungsmittel nur gleichzeitige Eindrücke geben, nicht in ihrer ganzen Folge mit gleicher Kraft können dargestellt werden. Alles, was die Malerey in der Abbildung einer Begebenheit wird thun können, wird sich bloß darauf einschränken, daß sie den fruchtbarsten Augenblick derselben wählt, durch den die Einbildungskraft das

das Vorhergehende und Nachfolgende am leichtesten und vollständigsten ergänzen kann. Das ist aber immer nur ein Behelf; denn was bloß die Einbildungskraft ergänzt, wird nie die ästhetische Kraft haben, als was den Sinnen selbst dargestellt wird.

In dieser Rücksicht müssen schon die bildenden Künste den nachahmenden sehr weit nachstehen. Die Mimik und die Musik können auch eine Folge von Handlungen und Empfindungen ausdrücken; allein immer sind sie noch weit hinter den redenden Künsten, zumal wenn diese von den nachahmenden unterstützt werden; und so wird die Oper das vollkommenste poetische und dramatische Werk werden, wenn sie dereinst das werden sollte, was sie seyn kann; denn sie vereinigt in sich alle Kräfte der nachahmenden, bildenden und redenden Künste.

Was diese letztern zu der Verstärkung der Wirkung der pragmatischen Kunst thun, fühlt gewis ein jeder Liebhaber der Schaubühne, auch wenn er sich nicht immer Rechenschaft davon geben kann. Die Bewegungen des Körpers, die Mitonen und Gebärden sollen die Handlungen und Empfindungen der Seele ausdrücken. Das werden sie aber nie auf eine genyghuende Art können. So fern zu den Handlungen der Seele auch ihre Gedanken gehören, so fern haben

haben die Formen und Bewegungen alle die Unvollkommenheiten, die schon oben sind angezeigt worden; so fern sie auch die Empfindungen unter sich begreifen, haben sie zwar beträchtliche Vortheile mehr, die aber erst durch den Beytritt der redenden Künste ihre ganze Kraft erhalten. Die Empfindungen nämlich können nur durch natürliche Zeichen ausgedrückt werden; allein diese natürliche Zeichen sind unbestimmt. Ein schönes Weib liegt zu den Füßen eines Mannes, aber weder ihre stehende Stellung, noch ihre klagende Stimme, sagt uns, ob sie strafbar oder unschuldig, ob sie Weib oder Tochter, ob sie für sich oder einen Andern, ob sie für Leben oder Freyheit fleht; der drohende oder erweichte Blick des Mannes sagt uns nicht, ob er Vater oder Ehemann, Richter oder Tyrann, gerecht oder ungerecht ist. Kurz, ohne Rede ist der Ausdruck nur ein allgemeines Bild von einer gewissen Gattung von Situation und Empfindung; sollen beydes, Situation und Empfindung, völlig individualisirt werden, so muß die Rede diejenigen Begriffe und Beziehungen ergänzen, die durch bloße Gebärden und Stimme nicht können ausgedrückt werden. Das ist die ganz natürliche Ursach, warum die historischen Gemälde eine bekannte Geschichte vorstellen müssen; denn alsdann ersetzt das Gedächtniß die einzelnen Umstände, welche die Kunst durch ihre Mittel nicht ausdrücken kann, und glebt den Handlungen und Situationen

Philos. Mag. 3. Bd. 1. St. D. tuas

situationen eine Bestimmtheit, die sie sonst nicht haben können, und von der für ihre interessante Wirkung unendlich viel abhängt.

Wenn die Werke der dramatischen Kunst eine rührende Handlung vorstellen: so wird das Affektvolle zugleich durch den hörbaren Ausdruck der Empfindung verstärkt. Ein großer Theil von diesem Ausdruck kann auch in die bloße Deklamation gelegt werden, und das ist ein neuer Grund, warum die redenden Künste ein vollkommneres dramatisches Werk hervorsbringen werden.

Ein unbemerkterer, aber eben so wichtiger Grund der größern Vollkommenheit des redenden Drama, liegt in der vollständigen Darstellung der ganzen innern Verkettung der Handlung. Die bildenden Künste, die von der Handlung nur einen Moment, und auch von diesem nur die äußere Form darstellen können, müssen hier in einer weiten Entfernung hinter den redenden Künsten zurückbleiben, die die Situation und Empfindung nicht allein in ihrer größten Bestimmtheit ausmalen, sondern auch die Ursachen der geringsten Veränderung angeben, die feinsten Uebergänge der Leidenschaften, die subtilsten Fäden des Gedankenbandes, und die Wahrheit des schnellsten Ausloderns eines unerwarteten tiefführenden Charakterzuges können merklich machen.

Co

Es würde das vollkommenste Drama beschaffen seyn, das Drama, wovon uns Shakespear zuerst die Idee, aber selbst er noch nicht das Ideal gegeben hat — der Triumph der dramatischen Kunst. In ihm hat Eindrucksgefühl, Rührungsgefühl, Vollkommenheitsgefühl seine völlige Gnüge; in ihm sind alle erkennenden und begehrenden Kräfte aufs höchste gespannt, in ihm sind Sinne, Einbildungskraft, Herz und Vernunft im höchsten Grade befriedigt. Zu dieser Vollkommenheit konnte es aber nur sehr langsam gedehen, und daß es nur sehr stufenweise dahin gekommen ist, beweiset die Geschichte der tragischen Bühne.

Der Vater des tragischen Drama, Aeschylus, hat von dieser pragmatischen Vollkommenheit nur sehr wenig. Seine Werke, soviel deren auf uns gekommen sind, wirken mehr durch die pathetischen Gemüthe, die vermitteltst der ästhetischen Kraft der lebendigsten Darstellung, und vermitteltst der mimischen und lyrischen Kunst der alten Schaubühne, Schrecken und Mitleid erregen; von eigentlicher pragmatischer Kunst enthalten sie nur wenig in den gröbsten Fäden einer sehr einfachen Handlung. Einem solchen Drama konnten sich die bildenden Künste mehr nähern; seine Wirkung hing mehr von körperlichen Bildern ab, die die Augen rühren, als von innern Geistes-

D 2

hand:

Handlungen, die nur dem innern Sinne verständlich sind.

Den redenden Künsten muß also die Malererey in der Darstellung einer Handlung nachstehen; mit der ihr verschrofftesten Kunst ist ihr die Vergleichung desto vortheilhafter. Die Bildhauerkunst sieht sich in ihren Mitteln von so vielen Seiten begränzet, daß sie sich, wenn sie ihren Vorthail versteht, freywillig die Behandlung der Gegenstände der lyrischen und pragmatischen Kunst verbieten, und vorzüglich auf die Werke der plastischen Kunst einschränken wird. Da sie in ihr vom Werke nicht die Farben der Gegenstände nachahmen kann, da sie also des Zaubers eines harmonischen Kolorits, so wie aller Schönheiten, die aus der Harmonie des Lichts und Schattens entspringen, entbehren muß, — weil ihre Beleuchtung nicht von dem künstlichen Lichte, das in dem Kunstwerke selbst ist, Einheit erhält, — da die Gruppen durch die Schwerefügigkeit ihrer Masse leicht plump werden, und der Ausdruck ihrer Figur leicht aufhören kann schön zu seyn: so wird sie nie Werke der pragmatischen Kunst mit dem Grade der ästhetischen Vollkommenheit hervorbringen können, als die Malererey. Sie wird also ihres Triumphs sicherer seyn, wenn sie die Weisheit der griechischen Kunst nachahmet, wenn sie, statt eines Denkmals des Marschall von Sachsen, einen Apollo von Belvedere hervorzubringen strebt.

Doch

Doch lassen Sie uns auf einen Augenblick wieder zu den Vorstellungen der dichtenden Kunst zurückkehren. Es waren Gedanken, Formen, Handlungen. Ihre Schönheit erhielten diese Gedanken, Formen, und Handlungen, so wie die Dichtungen, die aus ihnen zusammengesetzt sind, nirgends anders her, als aus der schönen Verbindung, die die sinnliche Vernunft in ihnen anschaut. Woher entspringt das Wohlgefallen an der Eurythmie anders, als aus der gefühlten Einheit des Grundes, durch den alle Theile des Werks bestimmt werden? Was giebt der Beleuchtung ihre größte Schönheit, als ihre Wahrheit, die auf der Einheit des Lichts beruht, dessen Stellung und Entfernung der Grund von den Abstufungen des Hell dunkeln ist? Woher erhält der Ausdruck seine Wahrheit, als aus der Harmonie mit seinen veranlassenden Ursachen? Diese Wahrheit ist desto einleuchtender, und giebt dem Interesse desto mehr Kraft, wenn diese Ursach in dem Kunstwerk selbst sichtbar ist. Erhält nicht selbst die Gruppe der schönsten seelenvollsten Figuren noch ihren wichtigsten Zuwachs von Schönheit, wenn sie insgesamt durch eine gemeinschaftliche Ursach zu ihren Empfindungen, zu ihrem Ausdrucke in Gebärden und Stellungen gestimmt werden? Der Mangel dieser Verbindung bringt eins von Raphael Mengs schönsten Gemälden, seinen berühmten Platfond in der Villa Albani gerade um

den interessantesten Theil seiner Schönheit. Es stellt den Parnas vor, der den Apollo, die neun Musen, und ihre Mutter Mnemosyne enthält. Von diesen Figuren scheinen die mehresten vor sich stehend, nur mit sich selbst beschäftigt zu seyn: Sie zeigen keinen Ausdruck einer verbundenen oder von mehreren veretigten Personen unter einander abhängenden Thätigkeit.

Ueberall ist also die Quelle der Schönheit, Thätigkeit und Kraft, die das Chaos der Materie und der Ideen durchströmt, und so in die Theile des Werks Harmonie und Verbindung bringt. Diese unsichtbare Harmonie in den Ideen, die allem Schönen sein Wesen giebt, verlangt aber etwas, wodurch sie die sinnliche Vernunft empfinden kann. In der Symmetrie ist dieses Ausdehnung, Linien und Flächen; in dem Rhythmus ist es Bewegung, in dem Wohlklang ist es Ton; für die sittliche Harmonie ist es die äußere Form, für die höchste Vollkommenheit der Gottheit ist es die Natur, die durch Größe ihre Macht, durch Harmonie und Regelmäßigkeit ihre Weisheit, durch Vergnügen Güte ihres Urhebers den vernünftigen Geschöpfen fühlbar macht.



II.

Antwort des Herausgebers

auf das Schreiben in des 2ten B. 4ten St.  
Nr. IX.

---

**I**ch freue mich, daß Sie meinen Bemühungen bey den gegenwärtigen spekulativen Streitigkeiten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche die einzige ist, die ich verlange. Sie sehen Sie aus dem wahren Gesichtspunkte an, und schätzen meine Absicht dabey vollkommen richtig. Ihr Vorschlag, auf welche Art die Beschleunigung des philosophischen Friedens befördert werden könne, ist nicht allein des wärmsten Dankes, sondern auch aller Aufmerksamkeit werth. Es macht mir nicht wenig Vergnügen, daß ich ihn, so zu sagen, geahndet habe. Denn ich kann Ihnen schon einige Proben schicken, worin die Ausführung desselben ist versucht worden (S. N. IV. V. VI.) Und um Ihnen zu beweisen, wie heilsam er mir scheint: so füge ich diesen Versuchen noch folgenden bey.

I. Die ersten Erkenntnißgründe sind allgemein-objektiv gültig.

(Phil. Mag. I. B. 2. St. N. 2, 3. St. N. I.)

Ich habe den Satz des zureichenden Grundes aus dem Satze des Widerspruchs bewiesen. Die Urtheile, die mir über diesen Beweis bekannt geworden sind. (S. Phil. Mag. B. II. St. I. S. 46.) haben nichts weiter dagegen gehabt, als daß der bewiesene Satz keine allgemeine objektive Gültigkeit, d. i. keine Gültigkeit für unsinnliche oder transcendente Gegenstände habe. Ich war diesem Einwurfe zwar schon dadurch zuvorgekommen, daß ich die allgemeine objektive Gültigkeit des Satzes vom Widerspruche dargethan hatte; (S. Phil. Mag. B. I. St. 2. S. 166.) allein auch diesem Satze leugnet ein Recensent eine solche Gültigkeit ab. „Aber noch mehr, sagt eben dieser Recensent (S. 715.) des zweyten St. dieses phil. Mag. in der Allg. Litt. Zeit. (1789. N. 90.): der Satz des Widerspruchs hat gar keine objektive Gültigkeit. „ Es zeigt sich freylich in der Folge, daß der Rec. diesen ersten Grundsatz völlig mißverstand hat. Indes muß er doch glauben, daß er mich widerlegt hat, wenn ich demselben allgemeine objektive Gültigkeit beylege. Er läßt ihm nicht einmal einen regulativen Gebrauch, den ihm doch sein Vorgänger Hr. Kant nicht abspricht, und nicht abspre-

sprechen kann; denn der Rec. sagt: er hat gar keine objektive Gültigkeit.

Man finde ich in dem gelehrtesten Kommentar der Krit. der r. V. \*) das gerade Gegentheil. Er legt dem Satze des Widerspruches völlig allgemeine objektive Gültigkeit bey. Er legt ihm, wie er es nennt, die strengste Allgemeinheit und Nothwendigkeit bey (S. 25.), und er folgert aus dieser strengsten Allgemeinheit und Nothwendigkeit, die allgemeinste objektive Gültigkeit desselben. „Denn, sagt' er (S. 26.), „fragen wollen, woher wir denselben mit der größten Evidenz auf jedes Objekt unsers Denkens, (hier sind die unsinnlichen Objekte nicht ausgenommen,) anwenden können, „hiesse, wie schon bemerkt worden, nicht wissen, „was man fragt.“

Ich hatte ferner die allgemeine objektive Gültigkeit der ersten Erkenntnißgründe, aus ihrer subjektiven Nothwendigkeit bewiesen. Ich hatte gesagt: (S. Phil. Mag. B. I. St. 3. S. 255.) „Die „ersten Grundsätze der Vernunft, (der Satz des Widerspruches und des zureichenden Grundes), müssen eben darum eine objektive Nothwendigkeit haben

D 5

„bey

\*) Hrn. Hofpr. Schulz Prüf. der Kant. Krit. d. r. V. Königsberg. 1789.

„ben, weil man ihnen eine subjektive nicht absprechen  
 „kann; ja sie haben nur darum eine subjektive,  
 „weil sie eine objektive haben.“

Diese Abhängigkeit der subjektiven Nothwendig-  
 keit von der objektiven, hatte ich folgendergestalt bes-  
 wiesen: (ebend. S. 256.) „Hier ist die erste au-  
 „genscheinlichste objektive Gültigkeit der ersten Gründe  
 „de und Gesetze der Erkenntniß sichtbar. Die Vor-  
 „stellungen, nicht-blos sofern sie Vorstellungen, son-  
 „dern sofern sie Objekte sind, müssen ihnen gemäß  
 „seyn. Müssen sie das nicht: so sind sie nur Geset-  
 „ze für diese Vorstellungen, die in diesem Augen-  
 „blicke wirklich sind: so können in jedem künftigen  
 „Augenblicke andere Vorstellungen nach andern Geset-  
 „zen seyn, so giebt es keine allgemeinen Gründe,  
 „keine nothwendigen Gesetze, mit welchen ich in mei-  
 „ne Anschauungen Einheit bringen kann. Denn die  
 „Allgemeinheit und Nothwendigkeit dieser Gesetze  
 „und Gründe meiner Vorstellungen kann nicht davon  
 „abhängen, daß sie Vorstellungen überhaupt, oder Vor-  
 „stellungen von dieser oder jener Sache sind, sondern  
 „blos davon, daß sie überhaupt Etwas, daß sie Ob-  
 „jekte sind. Das Subjektivwahre in der Erkenntniß  
 „ist veränderlich, zufällig, mannigfaltig; nur das  
 „Objektivwahre ist unveränderlich, nothwendig, allges-  
 „mein.“

Dies

Diesen Beweis finde ich jetzt auch in dem angeführten Werke des Hrn. Hofpr. Schulze, und es ist mir kein geringes Vergnügen, mit einem so scharfsinnigen Gelehrten in einer so spitzfindigen und schweren Untersuchung zusammenzutreffen. Er sagt (\*): „Die objektive Unmöglichkeit und Nothwendigkeit läßt sich aus der subjektiven so wenig herleiten, daß die letztere vielmehr die erstere schon voraussetzt. Wenn wir erstlich sagen: ich kann etwas nicht thun oder ändern, ich muß es also lassen; so heißt dieses offenbar nichts anders, als: ich kann entweder die Sache selbst, oder ihr Gegentheil nicht wirken nicht hervorbringen. Allein etwas wirken, hervorbringen, heißt die Ursache davon seyn. Der Begriff der Ursache aber ist objektiv, und bezeichnet das; worauf etwas anderes nothwendig und unausbleiblich folgen muß. Also setzt der Begriff der subjektiven Nothwendigkeit: ich kann etwas nicht thun oder ändern, schon den Begriff der objektiven, nämlich den von einem Dinge, auf welches ein anderes allemal schlechterdings erfolgen muß, voraus; mithin könnte bey allen unsern Empfindungen der Gedanke, daß wir etwas nicht thun oder ändern können, gar nicht einmal in uns aufsteigen, wosfern nicht bereits der Begriff von objektiver Nothwendigkeit in unserm Verstande vorhanden

\*) Ehend. S. 74. 15.

„handen wäre, und es ist daher ein offenkundiges *ἄριστον*  
 „*ἢ ποτερον*, den Begriff der objektiven Nothwendig-  
 „keit aus dem Begriffe der subjektiven, der erst durch  
 „jenen möglich wird, herleiten zu wollen. Ein eben-  
 „so fehlerhaftes Unternehmen ist es daher auch, den  
 „Begriff der objektiven Nothwendigkeit, und besons-  
 „ders derjenigen, welche den Begriff der Ursache  
 „enthält, aus dem Begriffe der Kraft abzuleiten;  
 „denn Kraft heißt das Vermögen zu wirken, oder die  
 „Möglichkeit, eine Ursache von etwas anderm zu seyn,  
 „folglich setzt der Begriff der Kraft den Begriff der  
 „Ursache als einen nothwendigen Bestandtheil schon  
 „voraus, und wird erst durch diesen möglich, und es  
 „könnte uns daher ohne Voraussetzung des Begriffs  
 „von objektiver Nothwendigkeit, keine Empfindung  
 „jemals auf die Vorstellung führen, daß wir Kraft  
 „besitzen. Was zweytens diejenige subjektive Un-  
 „möglichkeit und Nothwendigkeit betrifft, da wir sa-  
 „gen: ich kann etwas nicht denken oder wollen,  
 „also muß ich es lassen; so setzt diese den Begriff von  
 „der objektiven Unmöglichkeit der Sache selbst, und  
 „daher von der Nothwendigkeit ihres Gegentheils  
 „offenbar schon voraus. Denn wie könnten wir sonst  
 „zu der Behauptung kommen, daß das Denken  
 „oder Wollen der Sache in uns nicht möglich wäre?  
 „Etwas auf dem Wege der Empfindung? Dieses ist  
 „unmöglich. Denn die Empfindung lehrt mich nichts  
 „weis

„weiter, als daß der Gedanke oder das Wollen bis  
 „jetzt noch nicht in mir gewesen, z. B., daß ich bis  
 „jetzt noch kein gleichseitiges Dreyeck mit ungleichen  
 „Winkeln gedacht, keinen Tisch, dessen Oberfläche die  
 „Gestalt eines solchen Dreyecks hat, begehrt habe.  
 „Wenn ich nun aber sage: diesen Gedanken, diese  
 „Begierde werde und kann ich auch künftig nie-  
 „mals haben: so kann ich dieses doch offenbar nicht  
 „aus meinen bisherigen Empfindungen wissen,  
 „denn diese beziehen sich nur auf das Gegenwärtige  
 „und Vergangene, nicht aber auf die Zukunft.  
 „Weiß ich es also gleichwol gewiß und zuverläs-  
 „sig, so muß ich es unabhängig von aller Empfin-  
 „dung, also a priori wissen, daß die Sache unmög-  
 „lich, also schlechterdings undenkbar, mithin ihr Ge-  
 „gentheil absolut nothwendig ist. „

Auf diesen Grundsätzen beruhet augenscheinlich  
 das Urtheil des gemeinen Menschenverstandes, daß  
 die ersten Wahrheiten von allen Menschen, sobald sie  
 sie denken können, müssen für wahr erkannt werden.  
 Man kann es auch dem gemeinsten Menschen begreif-  
 lich machen, daß die Empfindungsurtheile Anderer,  
 von den seinigen in vielen Stücken abweichen können;  
 er wird sich aber nie überreden, daß sich jemand ein  
 geradlinichtes Zweyeck, oder ein Dreyeck mit mehr  
 als drey Winkeln denken werde. Er sieht es dunkel,  
 daß

daß die Empfindungsurtheile über den nämlichen Gegenstand, durch subjektive Gründe verschieden ausfallen können, indes über die ersten Grundsätze des menschlichen Verstandes keine Verschiedenheit stattfinden kann, weil er es sich bewußt ist, daß dabei keine subjektiven Gründe in das Spiel kommen, und daß ihre allgemeine objektive Nothwendigkeit es ihm nothwendig mache, sie so und nicht anders zu denken. Auf dieser allgemeinen objektiven Nothwendigkeit beruhet endlich die Wahrheit und Rechtmäßigkeit des Urtheils, welches diese ersten Grundsätze der Erkenntniß auch für das unendliche Wesen für gültig erkennt.

Ich gestehe, daß ich mit dieser unteugbarshenden Theorie über die Nothwendigkeit der Vernunftwahrheiten, die Meinung des kritischen Idealismus, die in einem der ersten Stücke dieses Magazins ist angeführt worden, (S. V. II. St. 2. S. 151.) „daß diese subjektive Nothwendigkeit für eine objektive Nothwendigkeit der Dinge an sich zu halten, eine Illusion sey, nicht reimen kann. Denn wenn die erstere, wie Hr. Schulze sehr gründlich bewiesen zu haben scheint, nie ohne die andere seyn kann, ja erst um dieser andern willen ist: so wünsche ich aufrichtig, belehrt zu werden, was Wahrheit ist, wenn eine Erkenntniß, die so nothwendig mit dem Objektiven übereinstimmt, Täuschung seyn soll.

II.

## II. Die Mathematik demonstriert aus Begriffen.

1. Die Definitionen sind die Principien der Demonstrationen, und zwar die einzigen; es giebt keine Demonstrationen, deren Principien nicht Definitionen wären. — Allein nicht alle Gewisheit entsteht durch Demonstration; denn von einigen Wahrheiten haben wir keine dettliche, sondern blos eine sinnliche Gewisheit. Das ist der Fall bey denen Sätzen, deren Hauptbegriffe einfache Begriffe sind; von diesen können wir die Gründe der Wahrheit in den Merkmalen des Subjekts nicht deutlich denken. Wer das her keine Definition von einer geraden Linie hat, der kann nichts von ihr demonstrieren. Euklides, der keine brauchbare Definition von einer geraden Linie hatte, mußte sich also mit einer sinnlichen Gewisheit von denselben Sätzen begnügen, die er von ihr erkannte, er mußte sie ohne Beweis für gewiß halten, d. i. als Axiom annehmen.

2. Weiter will Lambert also auch nichts sagen. Er behauptet nirgends, daß es andere Principien der Demonstration gebe, als die Definitionen; ob er gleich die Anzahl der Sätze zu vermehren sucht, von denen wir eine bloße sinnliche Gewisheit haben. Da er der einfachen Begriffe in seiner Methodologie noch mehr annahm, als selbst Locke: so mußte er auch seine Axiomen zu vermehren suchen. Wenn also in der Geometrie Beweise vorkommen, die außer dem  
Des

Definitionen auch noch Axiomen enthalten: so heißt das nichts weiter, als sie enthält Wahrheiten, von denen wir keine deutliche Gewisheit haben, die wir nicht demonstrieren können; und das bewegen nicht, weil wir keine Definitionen von ihren Hauptbegriffen haben. Diese ersten Wahrheiten sind aber ganz ohne Demonstration, aber auch bloß sinnlich gewiß, und die abgeleiteten, in deren Beweisen sie vorkommen, sind zum Theil ohne Demonstration und nur sinnlich gewiß, sie haben keine ganz vollständig deutliche Gewisheit, weil unter ihren Principien etwas ist, das nicht durch Demonstration und nur sinnlich gewiß ist. Das kommt aber bloß daher, daß die Geometrie bey ihren einfachsten Gegenständen, dergleichen die gerade Linie ist, sich mit einem sinnlich klaren Begriffe begnüget.

Also: sofern Wahrheiten durch Demonstration gewiß sind, müssen die Principien ihrer Demonstrationen Definitionen seyn; oder: die Definitionen sind die Principien der Demonstrationen, sofern dieselben Demonstrationen sind; sofern sie das nicht sind, oder für dasjenige in ihnen, was nicht durch Demonstration gewiß ist, sind die Definitionen keine Principien derselben. Das hindert aber nicht, daß nicht in den Gegenständen der sinnlichen Begriffe die unsinnlichen Gründe von dem seyn sollten, was wir sinnlich an ihnen erkennen, und daß nicht ein höherer Verstand eine

eine Gewißheit durch Demonstration von dem sollte haben können, was wir uns mit sinnlicher Gewißheit zu erkennen begnügen müssen; ja daß selbst der menschliche Verstand den Grund der Wahrheit des Satzes in dem Begriffe des Subjektes nicht sinnlich vorstellen sollte.

Die Geometrie macht also von der allgemeinen Wahrheit: die Principien aller Demonstrationen sind die Definitionen, keine Ausnahme, denn so weit sie demonstriert, d. i. so weit ihre Demonstrationen vollständig sind, demonstriert sie aus Begriffen. In dem Begriffen müssen also die Gründe der Wahrheit der Sätze liegen, sie mag nun deutlich daraus erkannt, oder sie mag nur sinnlich darin angeschauet werden. Diese Gründe der Wahrheit können nicht das Bildliche oder Sinnliche seyn, sofern es bildlich oder sinnlich ist, sondern das Unsinnsliche, das Intelligible. Die Sinnlichkeit, weder die reine noch die empirische, kann keine allgemeine Wahrheit erkennen, sondern alleis der Verstand; denn sie erkennt nur das Einzelne \*).

Es muß hier eine Irrung seyn, deren Quelle zu erforschen, mir nicht unwichtig scheint. Ich glaube in des gelehrten Hrn. Hofpr. Schulze merkwürdigen Prüfung folgende Quelle dieser Irrung zu entdecken.

I.

\*) S. Hrn. Hofpr. Schulz Prüf. S. 43. vergl. Phil. Mag. B. II. St. 1. S. 85.

Philos. Mag. 3. Bd. 1. St.

E

1. Auf der einen Seite erkennt dieser gründliche Prüfer: daß die Wahrheit eines Urtheils eigentlich in dem Verbindungsbegriffe liege, d. i. daß ein Urtheil wahr sey, wenn sein Verbindungsbegriff oder die Verneinung desselben richtig ist. Er sagt ausdrücklich: „Denn bey der Frage, woher man weiß, daß ein Urtheil richtig ist, kömmt es gar nicht darauf an, von welcher Art die Begriffe des Subjekts und des Prädikats sind, sondern nur auf die Verknüpfung dieser beyden Begriffe, woher man nämlich wisse, daß das Prädikat dem Subjekte zukömmt oder widerstreitet.“ — Kömmt es also nicht darauf an, von welcher Art die Begriffe des Subjekts und Prädikats seyen, kömmt es blos darauf an, daß ich weiß, sie sind richtig verknüpft: so sehe ich nicht, warum diese Begriffe nicht auch können unsinnlich seyn, wenn ich nur aus dem Einen erkenne, daß ihm der Andere zukomme oder widerstreite.

2. Auf der andern Seite scheint es hingegen, als wenn eben dieser Gelehrte wieder zu der Wahrheit und apodiktischen Gewißheit eines Urtheils erfordere, daß seine Hauptbegriffe bildliche Merkmale oder sinnliche Anschauungen enthalte. Ich glaube aber, daß wir ihn leicht mit uns und mit sich selbst vereintgen können, wenn wir ihn ganz aushören.

Selbstverständlich sagt er ausdrücklich, daß „eine Erkenntniß noch immer a priori sey, gesetzt auch, daß  
„da:

„darin einige Begriffe sind, die wir bloß durch  
 „Wahrnehmung, folglich a posteriori erhalten ha-  
 „ben \*). Von diesen durch Wahrnehmung und folglich  
 a posteriori erhaltenen Begriffen schließt er auch  
 die sogenannten reinen Anschauungen des Raumes  
 nicht aus. Denn er sagt ausdrücklich \*\*): „daß wir  
 „von einer Linie keinen Begriff haben würden, wos-  
 „fern wir nicht erst eine Vorstellung von irgend einer  
 „Art, z. B. der geraden oder krummen (NB.) ein-  
 „zeln hätten.

Er hält also 1. den Begriff der Linie für einen  
 abgezogenen, oder wie es der kritische Idealismus  
 nennt, diskursiven Begriff. Er erkennt, 2. daß es  
 der Nothwendigkeit eines Urtheils und seiner apodiktis-  
 schen Gewißheit nichts schade, wenn seine Hauptbe-  
 griffe diskursiv, d. i. aus Empfindungsbegriffen ab-  
 gezogene Begriffe sind. Darin muß ich ihm völlig  
 Recht geben, und daß dem so sey, glaube ich (V. II.  
 St. 4. Nr. VII. §. 9. S. 464.) hinlänglich bewies-  
 sen zu haben. - Es scheint das indes ein neuer Schritt  
 zu seyn, den die kritische Philosophie der dogmatischen  
 entgegen thut, denn sie hatte bisher geleugnet, daß der  
 Begriff des unbestimmten Raumes diskursiv sey. (S.  
 Phil. Mag. B. I. St. 2. S. 133.) In diesem  
 Punkte stimmt auch Hr. Schulz mit Hrn. Reinhold  
 überein. (S. phil. Mag. B. III. St. 1. S. 72.)

E 2

Wenn

\*) Prüf. der K. Vern. S. 5.

\*\*) S. 43.

Wenn hiernächst die Art, wie ein Hauptbegriff eines Urtheils in dem menschlichen Verstande ist, ob als diskursiver Begriff, oder als Begriff a priori, keinen Einfluß auf die Nothwendigkeit und apodiktische Gewißheit des Urtheils hat, so folgt ganz natürlich, daß es in Absicht auf die Wahrheit und apodiktische Gewißheit an sich keinen Unterschied machen kann, wie die Begriffe desselben in dem menschlichen Verstande sind; ob er sie in concreto oder in abstracto vorstellt. Denn die objektive Gewißheit oder absolute Erkennbarkeit der Wahrheit desselben, ist völlig von der subjektiven Verschiedenheit unabhängig; das Urtheil ist an sich gleich gewiß, seine Wahrheit mag deutlich aus Definitionen, oder sinnlich in einzelnen Bildern erkannt werden. In dem letztern Falle wird der Satz, wenn er aus keinem andern kann hergeleitet werden, als Axiom angenommen, in dem erstern wird er demonstirt. Lambert hat den sinnlichen Begriff der Ausdehnung als einen einfachen angenommen; aber er hat nirgends behauptet, daß das Sinnliche in demselben der Grund seiner Wahrheit sey.

Hier ist also die Quelle der Irrung. Man verwechselt den Grund der Wahrheit der Urtheile mit der Quelle ihrer Begriffe. Der erstere ist bey allen Urtheilen derselbe, die Bestimmung des Prädikats durch das Subjekt, wir müßen den Begriff aus äußern Empfindungen erhalten haben, oder nicht, wir müßen

mögen sie aus dem Begriffe in abstracto demonstrieren, oder in concreto anschauen. Das erkennt man, wenn man die Urtheile blos an sich betrachtet; man vergißt es aber, wenn man die Quellen ihrer Begriffe unterscheidet. Und wenn man da bemerkt, daß einige derselben sinnliche, oder sinnlichen Ursprungs, andere reine Verstandesbegriffe sind, ein Unterschied, der blos subjektiv ist: so trägt man diesen blos subjektiven Unterschied der Begriffe, ohne allen Grund, auf die objektive Wahrheit und Gewisheit der Urtheile über. Wenn ferner diese Begriffe sinnlich einfache sind, wie der Begriff der geraden Linie: so glaubt man die Wahrheit des Urtheils, die man unmittelbar darin anschaut, habe ihren Grund in dem Sinnlichen des Begriffs, da sie doch ihren Grund in dem Intelligiblen desselben haben muß, weil das Urtheil sonst nicht allgemein seyn könnte.

Es scheint also ausgemacht, 1. daß die Anschauung als Anschauung, keine Bedingung der Wahrheit und der apodiktischen Gewisheit sey, 2. daß die Mathematik das, was sie demonstirt, aus Begriffen demonstirt, 3. daß also etwas von unsinnlichen Gegenständen könne demonstirt werden, und apodiktisch gewiß seyn.

## III.

Noch neue Vereinigungspunkte der Leibn.  
und Kant. Vern. Krit.

I. Die Vorstellungen *a priori* können empirischen Ursprungs, und die Begriffe, die sie enthalten, diskursive Begriffe seyn.

**W**enn die Leibnizische Vern. Kr. behauptete: der Begriff von dem Raume sey ein empirischer mit diskursiver Begriff, so verstand sie das

a. von dem klaren Begriffe des Raumes. (S. Phil. Mag. B. I. St. 4. S. 400.)

b. Sie behauptete, der erste klare Begriff des Raumes müsse eine Vorstellung eines äußern Sinnes, des Gesichts oder des Gefühls seyn. (Ebend.)

c. Der abstrakte Begriff des Raumes sey also für uns nach der Empfindung und dem Einzelnen. (S. Phil. Mag. B. II. St. 4. S. 464.)

III

d.

d. An sich sey er vor dem Einzelnen und der Empfindung; (Ebend.) auch in Ansehung seiner innern Gründe sey er vor der Empfindung, weil alle Gründe an sich vor dem Begründeten sind. (S. Phil. Mag. B. I, St. 4. S. 401.)

e. Da das Allgemeine in dem Einzelnen enthalten ist: so wird es auch mit den Bestimmungen des Einzelnen vorgestellt, aber nicht immer klar und deutlich. (S. V. II. St. 4. S. 500.)

2. Wenn wir damit das vergleichen, was Hr. Reinhold \*) sagt: so scheint der Widerspruch der beyden Vernunftkritiken, wosfern dieser Schriftsteller der Kantischen Vernunftkritik getreu geblieben ist, jetzt nur noch bloß in den Worten zu liegen. Er sagt:

a. „Jeder Vorstellung a priori muß eine empirische Vorstellung vorhergehen.“

Das übersehe ich; Für uns geht die Vorstellung von einem einzelnen räumlichen Dinge vor dem allgemeinen Begriffe des Raumes vorher. Wir erhalten die klaren Vorstellungen des Raumes erst durch die Empfindung, von welcher der Verstand den allgemeinen Begriff des Raumes abzieht.

§ 4

\*) Theor. des Vorst. S. 390. 391.

b. „Die empirisch ursprüngliche Vorstellung des  
 „Raumes ist offenbar die des erfüllten Raumes,  
 „aus welcher sich nach und nach die des Leeren  
 „ergab \*); wo dann endlich durch Absonde-  
 „rung dessen, was beyden gemeinschaftlich ist,  
 „die Vorstellung des bloßen Raumes zum Ver-  
 „wußtseyn gelangte.“

Was sagt die Leibnizische Vernunftkritik §. 1.  
 n. b. c. anders? Sie nimmt nicht einmal  
 den Umweg, den Hr. K. die Kantische gehen  
 läßt; sie sagt blos: die Empfindung des  
 Räumlichen geht vor dem allgemeinen Be-  
 griffe des Raumes — nach Hr. K. der Vor-  
 stellung des bloßen Raumes vorher — und  
 erhält diesen Begriff durch Absonderung.

c. „Dieser unzugbar empirische Ursprung der  
 „Vorstellung des Raumes, hat die Einwürfe  
 „gegen die Priorität des Stoffes dieser Vor-  
 „stellungen veranlaßt, die unter allerley Wen-  
 „dungen den von Kant nie angestrittenen Satz  
 „vertheidigten, daß die wirkliche Vorstellung  
 „des Raumes empirischen Ursprungs sey.“

Unsere Bemühungen, in diese spässindigen Un-  
 tersuchungen Licht zu bringen, ist also nicht ganz  
 ver-

d) Das ist zwar, nach meiner Ueberzeugung, nicht ge-  
 nau; allein es kömmt jetzt nicht darauf an.

vergeblich gewesen. Denn was hier Hr. K. sagt, ist gerade der Text, über den wir in dem vierten St. des I. B. dieses Mag. S. 393. — 404. kommentirt haben. Es sind daher auch in diesem Magazine nur Einwürfe gegen die Priorität des Klaren Begriffes vom Raume gemacht worden, die Hr. K. selbst leugnet; und von der er sagt, daß sie auch Hr. Kant leugne.

Da wir vergebens erwarten würden, daß sich unsere Leser die Mühe geben mögten, die Stellen nachzuschlagen, und mit Hr. K. Worten zu vergleichen: so wollen wir wenigstens einige wiederholen.

S. 400. heißt es: „Die Apperception oder der klare Begriff des Raums ist allerdings ein empirischer Begriff, oder ein solcher, der von den äußern Erfahrungen abgezogen ist.“

S. 398. vergl. S. 403. „Diese höhern Dinge können ohne die Bestimmungen der niedrigeren seyn, die unter ihnen enthalten sind; sit der Subordination der Dinge gehen daher die höhern den niedrigeren vor. Hingegen können die niedrigeren ohne die Bestimmungen der höhern nicht gedacht werden: sie gehen ihnen also in der Subordination der Dinge nach. Aber daraus folgt nicht,  
 E 5 „daß

„daß die erstern den letztern auch der Zeit nach vor-  
 „gehen müssen; denn bey der Entwicklung der Bes-  
 „griffe zur Klarheit, ist die Ordnung umgekehrt.“

Die dogmatische und kritische Philosophie sind also,  
 dem Hr. K. nach, über diesen Punkt völlig eins. —  
 Auf die Art hätte ich aber Unrecht, diese Theorie  
 dem kritischen Idealismus entgegen gesetzt zu haben,  
 da, wie dieser Gelehrte (S. 2. b. c.) behauptet, der-  
 selbe nie geleugnet hat, „daß die wirkliche Vorstellung  
 „des Raumes empirischen Ursprungs sey, und daß  
 „der Begriff des Raumes durch Absonderung zum  
 „Bewußtseyn gelange.“ Ob er der kritischen Philo-  
 sophie in diesem Stücke getreu geblieben sey, kann ich  
 unentschieden lassen; auch will ich gern die Erörterung  
 übergehen, ob die Kantische Vernunftkritik den empiri-  
 schen Ursprung der Begriffe des Raumes geleugnet  
 habe, oder nicht; da ich nicht aus Nechthaberey strei-  
 te. Genug, Hr. K. erkennet, daß der empirische  
 Ursprung der Begriffe des Raumes, eine allgemeins-  
 geltende Wahrheit sey. Solchergestalt wäre dann  
 die kritische und dogmatische Philosophie über den  
 empirischen Ursprung der Vorstellungen a priori  
 eins; es sey nun, daß sie es erst geworden, oder im-  
 mer gewesen ist. Daß die Hauptbegriffe eines Ur-  
 theils diskursiv sind, stünde nun nicht mehr der  
 Nothwendigkeit und apodiktischen Gewißheit der Ur-  
 theile

theile entgegen; dieser Theil der transcendentalen Aesthetik widerspräche der dogmatischen Philosophie nicht.

Wenn aber 1. die Vorstellungen a priori von den Vorstellungen der Sinne abgezogen sind: so sind sie, nach der Kantischen Vernunftkritik Vorstellungen empirischen Ursprungs, und die Begriffe, die sie enthalten, diskursive Begriffe.

2. Die Empfindungen haben, nach Hrn. K., ihre objektiven Gründe in Dingen außer dem Vorstellungsvermögen. Die Vorstellungen a priori, die von diesen Empfindungen abgezogen sind, müssen außer der Vorstellung und dem vorstellenden Subjekte, auch etwas Objektives zum Grunde haben. Es müssen ihnen also auch Prädikate zukommen, die blos in dem Objektiven gegründet, und also unsinnlich sind, und zwar, da sie abstrakte Vorstellungen sind, in den allgemeinen Bestimmungen des Objectes. Die Wahrheit der allgemeinen Urtheile, worin sie vorkommen, muß also in den allgemeinen und unsinnlichen Bestimmungen des Objectes gegründet seyn, und also in dem Verstandesbegriffe von demselben, und folglich nicht in dem Subjektiven, welches bey dem endlichen Vorstellungsvermögen die Schranken sind, in welchen der Grund von dem Sinnlichen und Bildlichen der Vorstellung ist. Die sinnlichen Anschauungen, als solche,  
sind

sind also keine Gründe und Bedingungen der Wahrheit eines allgemeinen und notwendigen Urtheils.

Ich muß meine Leser bitten, das nachzusehen, was in dem V. II. St. 4. S. 473 u. f. f. 502. über die Demonstrationen aus Begriffen ist bewiesen worden. Wenn hier noch ein Mißverständnis von meiner Seite obwaltet, so weiß ich nicht, wo er liegt. Noch muß ich glauben, daß Hr. N. der Wahrheit näher sey, ob ich gleich nicht anders denken kann, als daß er sich von der Kantischen Krit. der reinen Vern. entfernt habe. Daß Hr. N. indeß in einigen Punkten von dem Kantischen Systeme abweiche, sagt der Recensent seines Buches in der Allg. Litt. Zeit. selbst, und es scheint durch den Streit zwischen ihm und seinem Recensenten in dem Intelligenzblatte zu dieser Zeitung bestätigt zu werden.

## II. Vorstellungen von Dingen an sich sind möglich.

Die Hoffnung auf der Isle de la Conference bald zusammenzukommen, nähert sich immer mehr, selbst indem sie sich zu entfernen scheint. Hr. Reinhold scheint es selbst zu ahnden, daß er mit seinem Begriffe des Dinges an sich, der dogmatischen Philosophie

sophie entgegen komme, und daß dieser Begriff in den Präliminarien könne gebraucht werden, worauf sich ein gründlicher Friede zwischen beyden Philosophien bauen ließe. Er nennt es zwar einen sophistischen Einwurf gegen seinen Begriff, wenn man diesen Gebrauch davon machen wollte. Allein durch einen harten Ausdruck des Kriegesmanifests muß sich niemand, am wenigsten ein Vermittler, irre machen lassen. Selbst die Art, wie er den sophistischen Einwurf widerlegt, beweiset, daß er in dem Vorschlage, den er ablehnt, völlig mit der dogmatischen Philosophie einverstanden sey.

Wir haben in einem Aufsatze des vorigen Stückes (S. B. II. St. 4. N. IV. S. 431. u. f. f.) bewiesen, daß Hr. N. selbst lehre, daß wir einige Bestimmungen des Dinges an sich erkennen, und wir haben die Anzahl dieser Bestimmungen bis auf fünf gebracht. Auch daraus folgt also: daß wir Vorstellungen von Dingen an sich haben. Was sagt Hr. N. dagegen? Er sagt zweyerley \*).

I. „Das, was ich Begriff des Dinges an sich nenne, und dessen Möglichkeit und Ursprung in der Theorie des Erkenntnißvermögens entwickelt wird, ist die Vorstellung eines Dinges überhaupt, das  
 „keine

\*) Theor. des Vorstellungs. S. 248.

„keine Vorstellung ist; (das haben wir genannt, der allgemeinen zu seiner Gattung gehörigen Bestimmungen eines Dinges) „keines bestimmten, individuellen, existirenden Dinges. (Nach der Sprache der dogmatischen Philosophie, nicht der zu der Wirklichkeit des Dinges gehörigen Bestimmungen; denn das sind die individuellen.) „Das aber, was ich Vorstellung „gen des Dinges an sich nenne, und dessen Unmöglichkeit ich hier gezeigt habe, ist Vorstellung eines „bestimmten, individuellen, existirenden Dinges.“ (Das ist nach der Sprache der dogmatischen Philosophie, der zur Wirklichkeit und der Individualität des Dinges gehörigen Bestimmungen.)

Das ist völlig das nämliche, was wir in diesem Magazine in so vielen Stellen wiederholt haben. Wir wollen nur eine zum Beweise abschreiben.

B. I. St. 3. S. 288. heißt es: „Das Etwas, welches der letzte Grund der Erscheinungen ist, enthält allgemeine Bestimmungen = a, die uns erkennbar, und zu der Individualität gehörige = x, die uns nicht klar erkennbar sind. Also ist das ganze Etwas in Ansehung seiner Erkennbarkeit = a + x.“

2. Allein diese allgemeinen, zu dem Begriffe der Gattung oder Art des Dinges gehörigen Bestimmungen

mungen, reichen dem Hrn. A. zu einer Vorstellung und Erkenntniß von demselben nicht hin; wir glauben hingegen, daß sie dazu hinreiche. Wenn es weiter nichts ist: so streiten wir nur über Worte. Hr. A. nennt Vorstellung und Erkenntniß eines wirklichen und einzelnen Dinges, eine völlig klare und deutliche Erkenntniß aller, auch aller zu seiner Individualität gehörigen Bestimmungen, eine solche, die alle Unwissenheit ausschließt, kurz eine solche, die nur in dem unendlichen Verstande seyn kann. Wir verstehen unter klarem Erkennen entweder das Bewußtseyn des Sattungsbegriffs, wozu das wirkliche Ding gehört, oder das Unterscheiden einiger individuellen Merkmale, wodurch wir ein einzelnes Ding von andern unterscheiden. Und wir glauben, daß wir hier den Sprachgebrauch auf unserer Seite haben. Jedermann sagt, wenn er etwas Entferntes undeutlich sieht, er erkenne es noch nicht, er wisse nicht, ob es ein Mensch oder ein Baum sey, d. i., er wisse nicht, zu welcher Gattung von Dingen es gehöre. Er kömmt dem Gegenstande näher, und er sagt: ich erkenne ihn, es ist ein Mensch, ich weiß nun, daß er zu der Sattung gehöre, die man Mensch nennt. Er glaubt endlich zu bemerken, daß es ein gewisser einzelner Mensch sey; aber er kann noch nicht erkennen, welcher? d. i. er kann noch keines von den individuellen Merkmalen dieses gewissen einzelnen Menschen unterscheiden.

scheiden. Er erkennt ihn endlich für diesen gewissen einzelnen Menschen, für den er ihn hielt, er unterscheidet irgend ein individuelles Merkmal, aber gewiß bey weitem nicht alle.

Wenn wir also sagen, wir können uns Dinge klar und deutlich vorstellen, klar und deutlich erkennen: so heißt das blos: wir sind uns einiger allgemeinen Bestimmungen derselben bewußt, wodurch wir sie von den Dingen, die zu einer andern Gattung gehören, unterscheiden; und wenn wir von Dingen an sich sagen, wir erkennen sie: so heißt das, wir sind uns der Bestimmungen bewußt, wodurch wir sie von den Erscheinungen unterscheiden; wir erkennen die unsinnlichen, die immateriellen Dinge, das unendliche Ding: wir sind uns der Bestimmungen in ihnen bewußt, wodurch sie sich von den sinnlichen, der materiellen, den endlichen Dingen unterscheiden.

3. Das ist aber nur, antwortet Hr. K., eine Vorstellung von ihrem logischen Wesen, nicht aber von ihrem Realwesen. „Diese Vorstellung eines blos logischen Wesens, sagt er \*), wird in jenem Einwurfe mit der Vorstellung einer Sache verwechselt.“ Was ist dann aber nun das Realwesen, die Vorstellung der Sache? Nach dem, was wir unter

\*) Ebd. S. 249.

ter Nr. 1. angeführt haben, ist es die klare Verfehlung der individuellen Bestimmungen derselben. Dieser Antwort sind wir bereits in diesem Magazine B. II. St. 3. S. 307. zuvorgekommen, und wir brauchen daher nur das, was wir dort gesagt haben, hier zu wiederholen.

„Es ist also ein Unterschied, der für die menschliche Erkenntniß ebenfalls nicht zuzulassen ist, wenn man das logische von dem Realwesen trennt. Und hier ist wieder eine sichtbare Zweydeutigkeit in dem Worte Realwesen. Wenn man darunter z. B. alle innern Bestimmungen versteht, die zu der Individualität der letzten Gründe der Materie gehören: so kann freylich kein endliches Erkenntnißvermögen das Realwesen der Materie klar und deutlich erkennen; versteht man aber darunter die ersten innern allgemeinen Bestimmungen, wodurch sich jedes materielle Wesen von einem immateriellen unterscheidet: so ist es allerdings dem Verstande erkennbar, und wer davon einen wahren Begriff hat, das logische Wesen der Materie kennt, der kennt auch ihr Realwesen.“

Auf diese Art erkennen wir sowohl das Realwesen der materiellen Dinge, als ihrer immateriellen Gründe. Denn wir erkennen das Wesen und die Art  
 Philos. N. 3. Bd. 1. St. 3

tribute ihrer Gattung, und ob diese jedem einzelnen materiellen und immateriellen Dinge zukommen müssen, darüber läßt sich eben so wenig streiten, als darüber, ob dem Monde das Wesen und die Attribute der Kugel zukommen müssen, wenn wir aus andern Gründen seine runde Figur erkannt haben. Daß es aber dem Sprachgebrauche gemäß sey, zu sagen, wir stellen uns eine Sache klar und deutlich vor, wir erkennen sie klar und deutlich, wenn wir uns der zu ihrer Gattung gehörigen Bestimmungen, wodurch sie sich von Dingen einer jeden andern Gattung unterscheidet, bewußt sind, das ist bereits Nr. I. hinlänglich bewiesen worden. Wir stehen also wieder im Angesicht des Wortstreites (S. B. II. St. 4. Nr. IV. S. 9. S. 434.) sollen wir diese Vorstellung, diese Erkenntniß des Wesens und der Attribute der Gattung, Vorstellung und Erkenntniß von Nichts oder von Etwas nennen? Die dogmatische Philosophie ist bisher so genügsam gewesen, sie Erkenntniß von Etwas zu nennen.

## IV. Ueber den Unterschied des logischen und Realwesens.

Der Unterschied zwischen dem logischen und Realwesen, ist in diesem Magazine (B. II. St. 3. S. 307.) nur ganz kurz berührt. Der Kunstrichter, der in der A. L. Z. uns denselben entgegensetzte, gab uns keine Gelegenheit, damals eine tiefere Untersuchung dieses Unterschiedes anzustellen. Er bestimmte ihn durch keine Definition; er verweies uns auf nichts, wo wir diese Bestimmung hätten finden können; er setzte sie ohne Zweifel als bekannt voraus. Ist sie dann aber wirklich so bekannt? Wir wollen sehen.

I. Hr. Reinhold versteht unter dem Realwesen, wie wir gesehen haben, (S. B. III. St. I. S. 80.) die zu der Individualität einer Sache gehörigen Bestimmungen; ihr einzelnes, individuelles Wesen. So haben wir es auch verstanden, als uns der Kunstrichter in der A. L. Z. diesen Unterschied zwischen logischem und Realwesen zum erstenmale entgegensetzte. (S. die oben angef. Stelle

te) Daraus wäre dann das logische Wesen das Wesen der Art oder der Gattung des Dinges. Niemand, so viel ich weiß, hat je behauptet, daß in dieser Bedeutung der Worte das logische und das Realwesen einerley sey. Aber wer wird auch behaupten, daß dieses logische Wesen der Sache nicht zukomme? Das hieße behaupten: daß einem Dinge die Bestimmungen seiner Art und Gattung nicht zukommen. Ich weiß sehr wohl, daß ich das Realwesen des Kempelschen Schachspielers, d. i. die individuelle Struktur dieser sonderbaren Kunstmaschine nicht kenne; ich kenne nur ihr logisches Wesen; ich weiß, daß sie aus Hebeln, Rädern, Walzen u. s. w. zusammengesetzt ist, daß sie ein Principium der Bewegung haben, und sich nach den Gesetzen der Mechanik bewegen müsse. Das weiß ich, ich kenne also das Wesen ihrer Gattung, und alles, was daraus hergeleitet werden kann, und, wenn das ihr logisches Wesen ist: so kenne ich ihr logisches Wesen. Dieses logische Wesen erschöpft nun allerdings ihr ganzes individuelles Realwesen nicht, aber es muß mit darin enthalten seyn; denn jedes niedrigere Ding enthält die Bestimmungen seines höhern Dinges. Ich kenne also einen Theil des Realwesens von jeder Sache, deren logisches Wesen mir bekannt ist. Wer hat nun je behauptet, daß wir das ganze Realwesen der Dinge an sich kennen? Darf ich aber schließen, weil ich nicht alles von einem Dinge kenne, so kenne ich gar nichts

nichts von demselben? Die bisherige nicht reformirte Philosophie erkennt das Realwesen der Gattung, wozu die Dinge an sich gehören. Sie erkennt das von ihnen, wodurch sie sich von den Erscheinungen unterscheiden, und das sind die fünf Bestimmungen derselben, deren Erkenntniß der kritische Idealismus selbst zugesteht. (Phil. Mag. B. II. St. 4. Nr. IV. S. 431. u. f. f.)

2. Diese Realwesen der Arten und Gattungen nennt der kritische Idealismus auch Verstandeswesen; und das sind sie allerdings, wenn man darunter Dinge versteht, die nur durch den Verstand, d. i. durch das Vermögen, das Allgemeine oder die Gattungen und Arten der Dinge vorzustellen, können vorgestellt werden. Er nennt sie auch Gedankenwesen \*). Diese Benennung kann schon irre führen; denn man legt unvermerkt das in sie hinein, was erst müßte bewiesen werden, daß sie nämlich außer dem vorstellenden Subjekte keine Realität haben; wenigstens, daß man nicht mit apodiktischer Gewißheit erkennen könne, daß sie den Dingen außer uns zukommen.

Wenn nun aber die allgemeine objektive Gültigkeit der ersten Erkenntnißgründe bewiesen, und von dem

§ 3

krit

\*) S. Hrn. Kants Proleg. S. 133.

kritischen Idealismus erkannt ist, wenn der Satz des Grundes einen konstitutiven Gebrauch hat, wenn die subjektive Nothwendigkeit eines Urtheils seine objektive voraussetzt; (V. III. St. I: S. 58. u. f. f.) wenn die Wirklichkeit der Dinge an sich, die außer uns die Ursachen unserer Vorstellungen sind, so gewiß ist, als die Wirklichkeit der Vorstellungen: selbst (V. II. St. 4. Nr. IV. S. 431. u. f. f.) wenn diese Dinge zu der Gattung der Dinge an sich gehören: so frage ich, ob ihnen nicht die Bestimmungen dieser Sattung zukommen müssen; und ob also die unsinnlichen Gegenstände bloße Gedankenwesen sind?

Wir erkennen also das Realewesen der höchsten Gattung von den Dingen an sich, und einiger ihrer Untergattungen; wir haben von ihrer Wirklichkeit eine apodiktische Gewißheit.

Sie sind folglich keine bloße Verstandeswesen, keine bloßen Gedankenwesen oder Gedankendinge.

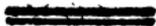
Wenn wir die Gattung kennen, wozu ein Ding gehört, so erkennen wir es; (V. III. St. I. S. 82.) wir erkennen also die Dinge an sich. Das ist der Satz, durch den sich die dogmatische Philosophie von dem kritischen Idealismus unterscheidet. Wir überlassen es nun einem jeden, der sich zu diesen Untersuchungen im Stande fühlt, zwischen diesen beiden Systemen zu entscheiden.

3. Das Wort Realwesen hat indeß noch eine andere Bedeutung. Locke setzt es dem Nominalwesen entgegen, und versteht unter diesem letztern den Inbegriff der Attribute oder Eigenschaften eines Dinges, wodurch sich die Gattung oder Art desselben von der Gattung oder Art eines jeden andern unterscheidet, und er behauptet mit Recht, daß wir von vielen Dingen nur das Nominalwesen kennen. Das Realwesen eines Körpers besteht in seiner innern Struktur; diese ist uns bey den meisten Naturkörpern verborgen, wir erkennen von den wenigsten die Verbindung ihrer verborgenen Natur mit ihren in die Sinne fallenden Eigenschaften. Die innere Struktur des Goldes, wodurch es sich von andern Metallen unterscheidet, ist uns unbekannt, und wir können nicht angehen, wie sie beschaffen seyn müsse, daß daraus ein so feuerbeständiges, specifisch schweres, ziehbares Metall entstehen könne.

4. Das sind alles unleugbare Wahrheiten; allein es scheint daraus die Unmöglichkeit, etwas von Dingen an sich zu erkennen, keinesweges zu folgen. Alles, was daraus folgt, ist bloß, daß wir diejenigen Bestimmungen der Dinge an sich nicht kennen, worin der besondere Artunterschied einer gewissen Erscheinung gegründet ist; daß wir z. B. die specielle Beschaffenheit der einfachen Elemente des rothen Lichts

1

Kraft nicht führen. Das hindert uns aber nicht,  
 mit aller möglichen Gewißheit überzeugt zu seyn, ein  
 jeder Körper, der unsern Sinnen erscheint, müsse die  
 letzten objektiven Gründe desjenigen, was uns an ihm  
 erscheint, in Dingen haben, die keine Erscheinungen,  
 die nicht zusammengesetzt, die also Dinge an sich,  
 und einfache Dinge sind. Von diesen Dingen an sich  
 erkennen wir also das Realwesen ihrer Gattung, wie  
 mögen das Wort in der Lockischen Bedeutung, oder  
 in der Bedeutung des kritischen Idealismus nehmen.





## V.

Ist die Mathematik durch ihre synthetischen Urtheile in Ansehung ihres Wahrheitsgrundes von der Metaphysik verschieden?

1. Hr. Kant erfordert in seiner Krit. d. r. Vern. S. 157. a. A. zu der Wahrheit eines synthetischen Urtheils a priori, daß sein Gegenstand könne erfahren werden. Er sagt: „ein jeder Gegenstand steht „unter den nothwendigen Bedingungen der synthetischen Einheit des Mannigfaltigen der Anschauung in „einer möglichen Erfahrung.“ Demnach kann es für den menschlichen Verstand keine Erkenntniß der unsinnlichen Gegenstände geben. Für den menschlichen Verstand ist also keine Metaphysik möglich; und es heißt seiner etwas grausam spotten, wenn man sie ihm in der Zukunft zu zeigen scheint. Gott ist der einzige Metaphysikus: denn er allein schaut das Unsinnliche unmittelbar an.

2. Das meiste Licht über diese Theorie findet man in des Hofpr. Schulz Prüf. der Kant. Vernunftkrit. Dieser Gelehrte behauptet: daß die reine

Mathematik aus lauter synthetischen Sätzen a priori bestehe. Die Art, wie er diesen Satz beweiset, zeigt, daß er ihr diesen Vorzug darum zuerkennt, weil ihre ersten Wahrheiten Axiome und Postulate sind, von denen wir durch unmittelbare Anschauung gewiß sind. Diese Anschauung muß sinnlich seyn; denn nach dem kritischen Idealismus giebt es keine andere, als sinnliche Anschauungen.

3. Wenn daraus folgen soll, daß die reine Mathematik die einzige Wissenschaft a priori sey, daß man also der Metaphysik diesen Vorzug nicht zuerkennen dürfe: so muß man voraussetzen, daß der Grund der Wahrheit und Gewißheit der mathematischen Axiome in dem Sinnlichen und nicht in dem Intelligiblen ihrer Begriffe liege. Davon ist der Beweis, so viel ich weiß, noch nicht geführt worden. Alles, was man bisher bewiesen hat, ist bloß, daß man von ihren Axiomen ohne Beweis gewiß ist, weil man, ohne sich die Gründe deutlich zu denken, und ohne sie in dem Begriffe des Subjektes zu entwickeln, weiß, daß das Prädikat dem Subjekte zukomme, oder widerstreite.

4. Es lassen sich auch mehrere Gründe angeben, warum der Grund der Wahrheit eines mathematischen Axioms und Postulates nicht in dem Sinnlichen ihrer  
 Bes

Begriffe liegen könne. Sie sind bereits in den Untersuchungen über diese Materie angeführt worden; und wir wollen sie hier nur zur Vollständigkeit, so kurz als möglich, wiederholen.

Zuvörderst könnten die Axiome und Postulate der Mathematik nicht allgemein seyn, wenn der Grund ihrer Wahrheit in dem Sinnlichen wäre; wenn sie also nicht auch wahr und gewiß wären außer der sinnlichen Vorstellung; wenn nicht der Grund ihrer Wahrheit und Gewißheit in dem Begriffe der Sattung läge, der ein Gegenstand des Verstandes ist, und der, wenn auch nicht durch den menschlichen Verstand, doch an und für sich selbst, muß zergliedert werden können.

Hiernächst würde der Grund der Wahrheit und Gewißheit der Axiome und Postulate in dem Verneinendem, das in ihren Hauptbegriffen ist, enthalten seyn, wenn er das Sinnliche dieser Hauptbegriffe wäre. Denn dieses Sinnliche hängt von den Schranken des vorstellenden Subjekts ab, und Schranken sind Mangel der Realität. Wie kann aber der Grund des Realen in dem Mangel der Realität seyn? Wie kann durch das Nichtunterscheiden des Mannigfaltigen in dem, was wir uns sinnlich vorstellen, etwas wahr und gewiß werden, wenn es nicht durch die Uebereinstimmung des Realen in der Vorstellung mit dem Realen, in dem Gegenstande wahr ist?

Wie könnte das aufhören wahr und gewiß zu seyn, was es in der sinnlichen Vorstellung war, wenn die Vorstellung deutlich würde, bloß darum, weil das nun in dem Begriffe entwickelt ist, was er vorher unentwickelt enthielt? Würde der Satz: daß zwischen zwey Punkten nur Eine gerade Linie möglich ist, nicht mehr wahr seyn, sobald wir eine brauchbare Definition von der geraden Linie hätten? Wir haben keine von ihr, und das allein ist der Grund, warum wir uns mit einer sinnlichen Gewißheit oder einer unmittelbaren Anschauung von diesem Satze behelfen müssen.

5. Der Grund der Wahrheit und Gewißheit der mathematischen Axiome und Postulate, kann also nicht in ihrem Sinnlichen liegen, sondern allein in ihren Hauptbegriffen, die aber unentwickelt in einem Bilde der Sinne oder der Einbildungskraft vorgestellt werden. Dies, glaube ich, ist (§. 4.) im Allgemeinen völlig bewiesen worden. Nur um diesen Beweis noch faßlicher zu machen, wird es vielleicht nicht überflüssig seyn, es an den besondern Theilen der reinen Mathematik zu zeigen.

Von den Anschauungen als Gründen der apodiktischen Gewißheit in der Arithmetik.

6. Der kritische Idealismus hat drey Mittel versucht, um die arithmetischen Wahrheiten von dem  
 Sinn

ähnlichen Anschauungen, in Ansehung ihrer objektiven Wahrheit und apodiktischen Gewißheit, abhängig zu machen. Die zwey erstern finde ich in Hrn. Kants eigenen Schriften, und die Mißverständnisse, worauf sie beruhen, sind bereits in diesem Magazine (B. II. St. 2. S. 172. 174. 175.) aufgedeckt worden. Das dritte, durch welches Hr. Schulze die arithmetischen Wahrheiten zu synthetischen machen will, worin also der Grund der objektiven Wahrheit und der apodiktischen Gewißheit liegen soll, ist die Anschauung der Zeit. Sie sind synthetische Wahrheiten, weil alle arithmetische Operationen von dem endlichen Verstande in der Zeit geschehen müssen. Auch die Unzulänglichkeit dieses Mittels ist bereits (Phil. Mag. B. II. St. 2. S. 178. 179.) gezeigt worden; und es ist mir noch keine Widerlegung der in den angeführten Stellen beygebrachten Gründe zugekommen.

7. Es ist zwar eine sehr gemeine Täuschung, denen alle die, welche mit der Natur der nöthwendigen Wahrheiten des Verstandes nicht bekannt sind, kaum entgehen können, daß sie glauben, die Zahlen und ihre Affektionen entstehen nach und nach durch die Operationen nach den verschiedenen Rechnungsarten. Diese Täuschung erhält sich auch noch in der gewöhnlichen arithmetischen Sprache, der sich der philosophische Mathematiker eben so unterwirft, wie der Astronom  
vies

vielen aus der Terminologie der Arithmetik beybehält. Man sagt 8 sey das Product von 4 und 2. Man würde sich aber sehr irren, wenn man gläubte, 8 sey durch die Multiplikation aus seinen Faktoren erst nach und nach so producirt oder hervorgebracht worden, wie der endliche Verstand diese Faktoren und ihr Product nach und nach gedacht hat. Es ist objectiv nicht erst entstanden, als man die Gleichheit des Verhältnisses von 8 zu dem Einen seiner Faktoren, mit dem Verhältnisse des Andern zur Einheit erkannt hat, sondern es ist ewig so gewesen.

8. Daß also die Wahrheiten, die gleich ewig wahr sind, von dem endlichen Verstande successiv gedacht werden, kann kein Grund und kein Erforderniß ihrer apodiktischen Gewißheit seyn. Denn diese Succession gehört zu dem Subjectiven der Erkenntniß, der Grund ihrer Wahrheit muß aber objectiv seyn. Daß also ein Gegenstand, wie das nothwendige Wesen, keine Succession enthält, das kann kein Grund seyn, warum keine Erkenntniß von ihm möglich ist. Denn die Wahrheiten der Arithmetik sind objectiv ewig und ohne Succession. Wenn sie aber nur darum apodiktisch gewiß wären, weil in der Erkenntniß, die der endliche Verstand von ihnen hat, Succession ist: so müßten die ontologischen und theologischen Wahrheiten, da sie von dem endlichen Verstande successiv

essiv gedacht werden, ungeachtet in ihren Objecten keine Succession ist, auch apodiktisch gewiß seyn.

9. Daraus erhellet also überhaupt, daß die sinnlichen Anschauungen als solche, subjektiv sind, und daß sie keine Gründe der objektiven Wahrheit seyn können; daß etwas von den unsinnlichen Gegenständen erkannt werden kann; und daß die Wahrheiten der Ontologie und Theologie transcendentale Gültigkeit haben.

### Von dem Raume.

10. Daß das Sinnliche oder Bildliche in der Vorstellung des Raumes und des ausgedehnten Dinges kein Grund der Wahrheit der Urtheile sey, die von demselben bewiesen werden, ist bereits zum Ueberflusse gezeigt worden; es kann also vor der Hand als ausgemacht angenommen werden. Wir sind indeß mit dem Hrn. Hofpr. Schulz darüber völlig eins, daß in den Wahrheiten der Geometrie Raum und Ausdehnung, in der Möglichkeit betrachtet, nothwendig und ewig möglich seyn müssen, wenn die Sätze der Geometrie nothwendige und ewige Wahrheiten seyn sollen.

11. Um aber ganz genau anzugeben, worin wir hierüber von ihm abgehen, und warum? so wollen wir Schritt vor Schritt unsere Theorie mit der Seinigen vergleichen. Er will beweisen: daß die Wahrheiten  
der

der Geometrie synthetische Urtheile a priori sind. Das heißt in der Sprache des kritischen Idealismus: daß ihre Hauptbegriffe eine sinnliche Anschauung enthalten, und daß von dieser Anschauung ihre Wahrheit und Gewißheit abhängt.

Das ist so weit richtig, daß ihre Hauptbegriffe sinnliche Anschauungen enthalten. Da aber mehrmals ist bewiesen worden, daß der Grund der Wahrheit dieser Sätze nicht in dem Sinnlichen ihrer Hauptbegriffe ist: so ist diese Bestimmung für die Theorie der Wahrheit und Gewißheit sowohl der geometrischen Urtheile, als aller Urtheile überhaupt, nicht von dem geringsten Nutzen; denn auch Urtheile, die unsinnliche Hauptbegriffe haben, können objektiv und logisch wahr, und folglich apodiktisch gewiß seyn.

12. Wir können also die geometrischen Sätze synthetische nennen, unbeschadet der Wahrheit und Gewißheit derjenigen Sätze, die nach dem kritischen Idealismus nicht wahr und gewiß seyn könnten, weil ihre Hauptbegriffe keine sinnliche Merkmale haben; in dem diese Wahrheit und Gewißheit nicht von dem Sinnlichen ihrer Hauptbegriffe abhängt. Das wird noch mehr aus einer kurzen Zergliederung und Beurtheilung erhellen, womit Hr. Schulz seinen Hauptsatz unterstützt.

Er

Er sagt: die geometrischen Wahrheiten sind synthetische Urtheile a priori.

- 1) „Weil sie insgesamt auf Axiomen und Postulaten beruhen. In diesen Axiomen und Postulaten aber wird das Prädikat nicht durch Entwicklung des Begriffs vom Subjekte gefunden, sondern sie sind durch sinnliche Anschauung gewiß.“

Das ist richtig. Es heißt aber weiter nichts, als daß eine allgemeine Wahrheit in einem einzelnen Bilde sinnlich angeschauet wird. Es ist unmöglich, daß der Grund der Wahrheit eines solchen Urtheils in dem Sinnlichen liegen könne; das ist mehrmals, und auf mehr als eine Art bewiesen worden.

- 2) „Weil das sinnliche Merkmal in dem Begriffe dieser Axiome und Postulate der Raum oder die Ausdehnung ist.“

Auch das ist richtig. Der Geometer begnügt sich bey seinen Axiomen und Postulaten, mit einem sinnlichen Begriffe des Raumes; seine Gewißheit von denselben ist daher auch nur eine sinnliche. Aber es folgt nicht, daß der Grund der Wahrheit und Gewißheit dieser Sätze in dem Sinnlichen sey; er ist in dem Intelligiblen.

3) „Beit der Begriff von Raum und Ausdehnung  
„a priori ist.“

a. Das ist ebenfalls von dem abstrakten Raume wahr; wenn es heißt: daß er als ein höheres Ding vor dem niedrigeren ist;

b. Daß der Begriff von dem abstrakten Raume an sich schlechterdings nothwendig ist; sofern er den Begriff von einem an sich möglichen Dinge ist, dessen Möglichkeit freylich schlechterdings nothwendig und ewig seyn muß. (S. Phil. Mag. B. II. St. 4. S. 465.)

c. Es folgt aber aus allem diesem nicht, daß er ein ursprünglicher Begriff, sey. Denn da der Raum, wie Hr. Schulz selbst erkennt, ein zusammengesetztes Ding ist: so muß er seinen Grund in dem Einfachen haben. Die objektiven Gründe seiner Affektionen müssen also in diesem Einfachen seyn, von denen eine endliche Vorstellungskraft nur einen undeutlichen Begriff durch die Sinne, und einen deutlichen durch den Verstand hat, d. i. nur die allgemeinen Bestimmungen erkennt, die wir an mehrern Orten aufgezählt haben. (S. Phil. Mag. B. II. St. 4. S. 434.)

13. Hr. Schulz sucht diejenigen zu widerlegen, welche einen Verstandesbegriff von dem Raume möglich hatten. Der Meinung war Leibniz, er definierte den Raum durch die Ordnung der zugleich und auseinanderseyenden Dinge; und wir wollen diesen Theil seiner Vernunftkritik mit derjenigen, welche Hr. Schulz vertheidigt, vergleichen.

In der Geometrie ist dieser Begriff des Raumes freylich unbrauchbar. Sie enthält eine Theorie der ausmessbaren Arten der Ausdehnung, die aus der verschiedenen Einschränkung derselben in den Figuren entstehen. Der Geometer thut daher sehr wohl, bey dem bloß klaren Begriffe der sinnlich einfachen Merkmale der Figuren stehen zu bleiben. Allein, jede Wissenschaft hat ihre eigenthümlichen Bedürfnisse; die Metaphysik hat das Bedürfnis, den Begriff des Raumes deutlich zu machen, und zu diesem reicht die Leibnizische Definition völlig hin. Sie will z. B. untersuchen, ob ein denkendes Wesen könne ausgedehnt seyn; sie muß also den deutlichen Begriff der Ausdehnung und des Raumes, mit dem deutlichen Begriffe des Denkens vergleichen.

14. Es kömmt bloß darauf an, daß die Definition des Raumes richtig sey; und dieses läßt sich selbst a priori beweisen. Ein Ding kann einfach oder

aus mehreren zusammengesetzt seyn. Wenn es zusammengesetzt ist: so können die Dinge, die in ihm vereinigt sind, entweder nicht zugleich wirklich seyn, oder sie sind zugleich wirklich. In dem erstern Falle folgen sie in einer gewissen Ordnung auf einander, und diese Ordnung in ihrer Folge ist die Zeit; in dem andern müssen sie, da sie zugleich, und doch von einander gesondert sind, außer einander seyn; denn was nicht außer dem andern ist, das ist eine Modifikation von demselben, und die Modifikationen sind von dem Dinge unzertrennlich.

15. Die Ordnung der aufeinanderfolgenden möglichen Dinge und ihrer möglichen Orter, ist der abstrakte Raum, so wie er von dem Verstande deutlich gedacht wird. Er erfordert also Vieles außer einander zugleich zu Einem vereinigt gedacht, das sind die einfachsten ersten Gründe des Bildes von dem Räumlischen, und diese müssen dem wirklichen Raume in den Figuren und den Körpern zukommen, so wie alles, was dem höhern Dinge zukommt, auch dem unter ihm enthaltenen niedrigeren zukommen muß (S. Phil. Mag. B. I. St. 4. S. 398. 405.) Dieser deutliche Sattungsbegriff ist es, den Hr. Hofpr. Schulz für unzmöglich hält, indem er das Bild des Raumes mit dem kritischen Idealismus für eine Anschauung a priori, und für eine Form der Sinnlichkeit

keit erklärt. Wenn dieses heißen sollte, daß etwas in diesem Bilde ist, welches seinen Grund in der Undeutlichkeit der Vorstellungen der Sinne, also in den Schranken des vorstellenden Subjekts hat; so wären wir Eins; denn allerdings ist in diesen Schranken der Grund, warum wir die einfachen letzten Gründe des Raumes nicht unterscheiden. Allein er behauptet, daß das Bild des Raumes durch den Verstand nicht in diese letzten Gründe auflösbar sey, daß man es als etwas völlig Ursprüngliches ansehen müsse. Wir haben aber bemerkt, (Phil. Mag. B. I. St. 4. S. 404.) daß durch diese Behauptung eine *qualitas occulta* in die Psychologie gebracht werde.

16. Die Gründe, welche Hr. Schulz für diesen Theil des kritischen Idealismus anführt, kommen darin zusammen: daß Verschiedenes in dem Bilde des wirklichen Raumes ist, was nicht in dem Verstandesbegriffe des abstrakten Raumes ist. Auf der einen Seite stellt sich der Verstand den Raum als ein stätiges und ins Unendliche theilbares Ding vor, die Bilder von dem wirklichen Raume enthalten aber diese unendliche Theilbarkeit und Stätigkeit nicht durchgängig; auf der andern Seite stellt sich der Verstand den Begriff des Raumes deutlich vor, welchen die Sinne in dem Bilde nicht deutlich vorstellen.

17. Diese Verschiedenheit der reinen Verstandesbegriffe und der sinnlichen Bilder haben wir schon mehrmals erklärt; sie hat ihren Grund in dem Subjektiven, welches in den sinnlichen Bildern zu den reinen Verstandesbegriffen hinzukömmt. Aus dieser Verschiedenheit des sinnlichen Bildes und intelligiblen Begriffes, lassen sich alle die Unbegreiflichkeiten erklären, die Hr. Schulz in dem Verstandesbegriffe des Raumes findet. Wir wollen nur einige davon als Beispiele anführen, nach deren Vorbilde ein geübter Leser sich leicht die übrigen wird auflösen können. Er sagt:

1) „Wir können uns keine einzige Ausdehnung des  
 „Raumes anders als stätig und ins Unendliche theil-  
 „bar vorstellen. — Stätigkeit und Theilbarkeit ins  
 „Unendliche können schon für sich so wenig als  
 „das Unendliche, Gegenstände der Wahrnehmung  
 „oder empirischen Anschauung seyn, gesetzt, daß  
 „sie den äußern Dingen wirklich zukämen. (S.  
 Prüf. S. 109.)

a. Hr. Schulz führt zwar diesen Widerspruch zwischen dem Bilde und dem Verstandesbegriffe, nur zum Beweise der Priorität und Unabhängigkeit des Letztern von dem Erstern an. Allein wenn daraus zugleich die Ursprünglichkeit des Bildes

Bildes von den einfachen objektiven Gründen desselben, die der Verstand erkennt, folgen soll: so kann er auf eben die angezeigte Art gehoben werden. Diese Ursprünglichkeit muß aber der kritische Idealismus dem Wilde des Raumes beylegen, wenn er sich über diesen Punkt von der Leibnizischen Vernunftkritik unterscheiden will: denn diese legt dem abstrakten Raume diese Priorität an sich allerdings bey, nur nicht als unauslöseliches ursprüngliches Bild.

b. Nun hebt sich aber dieser Widerspruch sogleich dadurch, daß der abstrakte Raum nothwendig stätig seyn muß, und zwar um deswillen, weil er ein Inbegriff von möglichen Orten ist, zwischen denen es also keinen andern Ort geben kann, denn das würde ein unmögliches und also Nichts seyn; die Orter und die Dinge, die darin sind, würden dann um nichts von einander entfernt, d. i. der Raum würde stätig seyn. Also folgt diese Stätigkeit aus dem deutlichen Begriffe des abstrakten Raumes. In den wirklichen Körpern ist der Raum immer in einer gewissen Materie, und da, wo die Ausdehnung dieser Materie durch eine frande unterbrochen wird, da fehlt die Stätigkeit der eigenthümlichen Materie, obgleich nicht alle Stätigkeit

keit überhaupt. — Hier ist der Widerspruch zwischen dem Abstrakten und Konkreten, der Wahrheit und dem Scheine, zwischen dem, was in dem Objektiven und etwas, das in dem Subjektiven gegründet ist; es ist also kein wahrer Widerspruch.

c. Die Theilbarkeit ins Unendliche kommt nur dem abstrakten Raume, also dem mathematischen Körper, keinesweges aber dem physischen zu; denn die Theilbarkeit des letztern ist bestimmt; weil er wirkliche Theile, der erstere hingegen nur mögliche Theile hat. Was man übrigens unter dieser Theilbarkeit ins Unendliche versteht, und worauf sie sich gründe, haben philosophische Geometer, als Hr. Hofr. Kästner in seiner Geometrie, längst gelehrt.

e) Der Haupteinwurf geht auf die Erklärung, wie nach der Leibniz'schen Vernunftkritik die sinnlichen Bilder des Raumes und der Ausdehnung entstehen. Sie entstehen, sagt diese Vernunftkritik, indem das viele Außereinanderseyende vereinigt verborren vorgestellt wird. Um diese Erklärung zu rechtfertigen, brauchen wir sie bloß verständlich zu machen.

Sich

Sich etwas verworren vorstellen, heißt: klos sein Mannigfaltiges nicht unterscheiden; sich das Ausgedehnte verworren vorstellen, heißt: das viele Außereinanderseyende und Vereintigte nicht unterscheiden. Da das Ausgedehnte ein zusammengesetztes Ding ist, wie Hr. Schulz (S. Prüf. S. III.) selbst erkennt, so muß es, wenn man es nicht durch eine *qualitatem occultam* erklären will, ein Aggregat von einfachen Dingen seyn. Diese einfachen Dinge werden aber gerade so wenig darin unterschieden, als die Winkel der Lichtstrahlen in der Empfindung der Farben. Das nennt Leibniz und Wolf, die Vorstellung von dem Ausgedehnten ist verworren. Man muß einen Jeden so verstehen, wie er die Bedeutung seiner Worte durch Definitionen festsetzt. Will man also die Leibnizische und Wolfsche Erklärung des Bildes des Raumes und der Ausdehnung widerlegen: so muß es nicht durch Folgerungen aus einem Begriffe der Verworrenheit geschehen, den sie nicht für den ihrigen erkennen; sondern man muß entweder beweisen, daß das ausgedehnte und zusammengesetzte Ding kein Aggregat vom Einfachen sey, oder daß wir in dem sinnlichen Bilde desselben dieses Einfache unterscheiden.

Auf diese Erklärung des Raumes muß der kritische Idealismus selbst führen, wenn er sich seine

eigenen Lehrsätze im Zusammenhange denkt. Wenn das sinnliche Bild des Raumes eine Anschauung ist: so ist es eine Erscheinung: eine Erscheinung verburget aber Dinge an sich, unsinnliche, einfache Dinge. Bey den äußern Empfindungen ist die äußere Wirklichkeit dieser Dinge an sich sogar eben so gewiß, als die Wirklichkeit der Vorstellungen selbst, und er erkennt die fünf Prädikate von ihnen, die Wolf auch erkennt. Von diesen Empfindungen ist aber die allgemeine Vorstellung des Raumes abgezogen, wie Hr. Reinhold bemerkt; (S. Phil. Mag. B. III. St. I. Nr. III.) der Raum kann also nichts als ein Aggregat einfacher Substanzen seyn, die in dem Bilde von demselben nicht unterschieden, d. i. verworren vorgestellt werden.

3) Nach deutlichen Begriffen ist also der Raum ohne allen Zweifel die Ordnung zugleichsehnender Dinge, welche in dem sinnlichen Bilde des Ausgedehnten verworren vorgestellt werden. — Allein gegen diesen deutlichen Begriff macht Hr. Schulz einen Einwurf, der, wenn ich ihn anders recht verstehe, auf einem beynahe unbegreiflichen Mißverständnisse beruhet. (S. Präf. S. 152.) Er meint: „wenn unsere sinnliche Vorstellung von dem Raume ein Bild von demselben wäre: so müßte wenigstens der Verstand des Geometers, der,

der, wie Hr. S. glaubt, im Stande ist, die in hrey, nächsten geometrischen Punkten befindlichen Substanzen von einander deutlich zu unterscheiden, gerade deswegen, weil sie ein Bild davon hätten, die einfachen Substanzen, deren Aggregat er ist, deutlich außer einander vorstellen, und diejenigen denkenden Wesen, die keine (nämlich keine bildliche Vorstellung) von dem Raume haben, würden sich diese Substanzen bey weitem nicht so deutlich und getrennt vorzustellen fähig seyn. „

Dieser Einwurf beruhet zuvörderst auf dem Mißverstände des Wortes Bild. Darunter versteht man überhaupt, selbst nach dem gemeinsten Sprachgebrauche, eine Vorstellung des Zusammengesetzten, und wenn diese in dem Einfachen ist, so ist das Bild ein immaterielles Bild. Das muß nun freylich seinem Muster, seinem Gegenstande ähnlich seyn; allein nur dann ist die Aehnlichkeit vollständig, wenn es ein vollkommenes Bild ist, d. i., ein solches, worin alles, was in dem Gegenstande ist, unterschieden, und mit eigentlichem Bewußtseyn vorgestellt wird. Die Schranken der endlichen Vorstellungskraft verstaten nicht, daß sie alles, und am wenigsten die einfachen Gründe der Erscheinungen in dem ausgedehnten Dinge unterscheidet. Das sünliche Bild von demselben  
in

In der endlichen Vorstellungskraft ist also ein unvollkommenes, d. i. ein solches, dessen Aehnlichkeit nur zum Theil bemerkbar ist.

Es ist daher widersprechend, daß ein Geometer sollte in dem sinnlichen Bilde des Raumes die einfachen Substanzen unterscheiden können. Denn alsdann würde es kein Bild der endlichen Vorstellungskraft seyn; und der größte Geometer vermüß sich auch nicht, ein solches von dem ausgedehnten Dinge zu haben. Seine unendlich kleinen Entfernungen, und seine unendlich kleinen Größen, sind nur kleiner als jede gegebene, nicht schlechters dings untheilbare Größen, nicht der Mangel aller Entfernung, welches auch die unendliche Theilbarkeit des Raumes, die Hr. S. selbst annimmt, nicht verstatet.

Wenn Hr. S. hiernächst fragt: „auf welchem geheimen Wege man zu der Erkenntniß, daß sie, (die Substanzen, welche die objektiven Gründe des sinnlichen Bildes von dem Raume sind); daß sie jede einzeln und getrennt existiren; gekommen ist:“, so ist die Antwort leicht. (Präf. S. 146.)

Durch die bloße Empfindung freylich kommen wir zu der Erkenntniß der letzten Gründe des Raumes nicht, sondern durch die Empfindung, den Verstand und die Vernunft. Durch die Empfindung erhalten wir eine klare Vorstellung des Raumes

mes. Diese ist eine Erscheinung, die Vernunft sagt uns, daß eine Erscheinung Dinge an sich verbürge, und von diesen Dingen an sich, stellt sich der Verstand die fünf allgemeinen Prädikate vor, die B. II. St. 4. S. 434. dieses Magazins sind aufgezählt worden. Nun sagt uns die Vernunft ferner: daß, sobald diese gesonderten einfachen Gründe von der endlichen Vorstellungskraft vereiniget und zugleich vorgestellt werden, das sinnliche Bild des Raumes in dem vorstellenden Subjekte wirklich seyn müsse; denn sie sagt uns, daß, sobald die zureichenden Gründe wirklich sind, auch das wirklich seyn müsse, was in ihnen gegründet ist.

Wir können daher den unaussprechlich frohen Dank nicht verdienen, den Hr. S. denen verspricht, „die ihm die Vorstellung, wie Dinge, ohne sie im Raume zu denken, einzeln und getrennt neben einander seyn können, mittheilen.“ Denn das können sie nicht; sobald sie so vorgestellt werden, so haben wir die Vorstellung vom Raume. Nur, wohl bemerkt, diese Vorstellung geht nicht vor der Vorstellung von ihrem Koexistiren vorher, sondern beyde sind zugleich da, denn sie sind ein Verley.

Sollte er aber unter dem Raume den abstrakten und bloß möglichen Raum, und unter den Dingen einzelne und wirkliche verstehen: so dürften wir  
auf

auf diesen unaussprechlich frohen Dank noch weiter einigen Anspruch machen. Denn, wie schon mehrmals ist bemerkt worden, das höhere Ding ist an sich vor dem Niedrigern. Allein dieses höhere Ding muß in der Abstraktion eben dasselbe seyn, das es in dem Niedrigern ist. Also der abstrakte Raum muß ein Inbegriff möglicher Derter, also möglicher Substanzen seyn, die verschiedene Derter haben.

Der Raum ist in dem Aggregat der einfachen Substanzen; in diesem müssen die letzten objektiven Gründe von allem seyn, was den räumlichen Dingen zukommt. Da die Geometrie die einfachsten sinnlichen Merkmale der Figuren nicht zergliedert: so enthält sie synthetische Urtheile in dem Sinne des kritischen Idealismus, weil ihre Gegenstände sinnliche Merkmale haben. Allein diese Urtheile haben keinen Wahrheitsgrund, der von dem Wahrheitsgrunde der Urtheile verschieden wäre, deren Gegenstände unsinnlich sind. In beyden Fällen muß dieser Wahrheitsgrund in dem Intelligiblen des Urtheils seyn, und er wird nur in den geometrischen Axiomen sinnlich vorgestellt, insofern der Verstand ihn in den Urtheilen, deren Gegenstände unsinnlich sind, deutlich denkt.

Es giebt also eben so gewiß eine Metaphysik, als es eine Mathematik giebt.

## VI.

## Ueber

## den Begriff des Vorstellungsvermögens.

I. **W**an ist, so viel ich weiß, ziemlich allgemein darüber ein, daß sich keine Definition von dem geben lasse, was wir Vorstellung (repraesentatio, perceptio) nennen. Warum aber? darüber sind die Stimmen schon mehr getheilt. Es kommt jetzt nicht darauf an, die Meinungen über dieses Warum zu prüfen. Vielleicht finden wir die wahre Ursache von selbst, wenn wir das untersuchen, was Hr. N. zur Erörterung des Begriffes von Vorstellung vorgetragen hat.

2. Er erkennt, daß man keine Definition von einer Vorstellung geben könne; das hindert aber nicht, wie er glaubt, daß nicht etwas möglich sey, was er eine Erörterung desselben nennt. Zu einer Definition würden alle Merkmale gehören, wodurch eine Vorstellung von allen Dingen anderer Gattung verschieden wäre; also die Merkmale ihrer nächsten höhern Gattung, und der Unterschied ihrer eignen. Welches  
von

von Beiden läßt sich nicht deutlich angeben, die Merkmale der nächsten höhern Gattung, oder der eignen? Ohne Zweifel der letztern; denn sonst wäre der Begriff einer Vorstellung nicht bloß einer Erörterung, sondern auch einer eigentlichen Definition fähig. Diesen Begriff erörtern, kann also nichts anders heißen, als einige Bestimmungen seiner nächsten höhern Gattung angeben. Und dem ist das Verfahren des Hrn. N. nicht entgegen. Er erfordert zu einer Vorstellung ein vorstellendes Subjekt, ein äußeres Objekt, als äußere Bestimmungen, einen Stoff und eine Form, als innere. Das ist der Fall bey allen Veränderungen der endlichen Dinge. Nun kennen wir zwey höchste Gattungen dieser Veränderungen, nämlich die Vorstellungen und die Bewegungen. Beyde haben auch das gemeinschaftlich, 1. daß sie ein Subjekt haben, welches, bey den Bewegungen, der Körper ist, 2. ein Objekt, d. i. einen äußern Grund der nach Richtung und Geschwindigkeit verschiedenen Bewegung, 3. einen Stoff, das ist die Bewegung selbst, und 4. eine Form, und zwar entweder des höhern Dinges, das ist die Trägheit, womit der Körper die von außen erhaltene Bewegung nach dem Grade ihrer Größe modificirt; oder des niedrigern Dinges, wonach die Bewegung eine Veränderung, (nämlich des Ortes) ist.

3. Daraus erhellet, daß die Erörterung des Begriffs einer Vorstellung, da sie bloß die Merkmale enthält, die die Vorstellungen mit den Bewegungen gemein haben, eigentlich nicht psychologisch, sondern bloß ontologisch und kosmologisch ist. Es scheint mir daher ein nicht genug erwiesener Vorwurf zu seyn, den Hr. K. der bisherigen noch nicht reformirten Philosophie macht, daß sie, die Erörterung der Theorie der Vorstellungen überhaupt, vernachlässigt habe. Denn daß eine Vorstellung als ein Accidens ein Subjekt voraussetzt, daß sie einen Grund haben müsse, einen Stoff, d. i. etwas, wodurch sie sich von den Bewegungen unterscheidet, und eine Form, oder solche Bestimmungen, die von dem Grade der Realität des Subjekts abhängen, — das alles sind Wahrheiten, die in der Psychologie aus der Ontologie bisher sind vorausgesetzt worden.

4. Man bemerke wohl, daß alle Bedingungen zu einer Vorstellung, die in Hrn. K. Erörterung vorkommen, lauter allgemeine Bestimmungen sind, d. i. solche, die auch zu der Bewegung erfordert werden. Denn wären sie das nicht, so müßten darin auch die zu der eigenen niedrigern Gattung gehörigen Bestimmungen vorkommen, also die der Vorstellung eigenthümlichen — denn außer den Bewegungen giebt es keine andere Veränderungen, als Vorstellungen — und alsdann wäre seine Erörterung eine wahr-

re eigentliche Definition der Vorstellung, die er selbst für unmöglich hält.

5. Eine eigentliche Definition von einer Vorstellung überhaupt, ist also nicht möglich, wohl aber eine Erörterung. Wie ist dann nun Definition und Erörterung von einander verschieden? Ich kann mir keinen andern Unterschied, als den §. 3. 4. angegebenen, denken, daß die Definition ein ausführlicher Begriff, (notio completa nach Wolfs Terminologie) die Erörterung hingegen ein unausführlicher Begriff ist. (§. 3. 4.) Nach eben dieser philosophischen Sprache ist ein jeder bestimmter Begriff ein ausführlicher. Nun will uns Hr. N. nach S. 224. einen durchgängig bestimmten Begriff von einer Vorstellung geben, und gleichwol keine Definition. Gibt er uns einen unausführlichen Begriff: so giebt er uns keinen bestimmten; giebt er uns einen bestimmten: so giebt er uns eine Definition. Oder was nennt er einen bestimmten Begriff?

6. Daß er uns einen bestimmten und also ausführlichen Begriff habe geben wollen, sehen wir selbst aus den Bemühungen, die er anwendet, sich gegen den Vorwurf zu verwahren, daß sein Begriff einen Zirkel enthalte. Dieser Vorwurf war nicht zu besorgen, so lange sich Hr. N. in den Schranken einer bloßen unausführlichen Erörterung hielt; denn diese besaß nichts von den eigenthümlichen Merkmalen des

des Begriffs; (S. 4.) sie begnügte sich bloß mit dem Merkmalen, die der Vorstellung als einer Veränderung eines Subjekts zukommen. In diesem Falle würde die Erörterung nur die allgemeinen Bestimmungen enthalten haben, die wir S. 2. aufgezählt haben, und unter welchen weder das Merkmal Begriff noch Vorstellung vorkömmt.

7. Hr. K. scheint sich also den Unterschied zwischen Definition und Erörterung nicht mit der erforderlichen Präcision gedacht zu haben. Das erhellet noch mehr aus dem, was er S. 227. darüber sagt. Es heißt dafelbst: „daß die Unmöglichkeit einer Definition keinesweges die Unmöglichkeit einer befriedigenden Erörterung nach sich ziehe, wissen die Logiker.“ Wenn das die Logiker wissen sollen: so dürfen sie nichts mehr wissen, als daß man von vielen Dingen bloß einen unausführlich deutlichen Begriff haben könne; wenn sie mehr zu wissen glauben, so glauben sie mehr zu wissen, als sie verantworten können. Hr. K. scheint indeß unter dieser befriedigenden Erörterung wirklich einen ausführlich deutlichen Begriff zu verstehen. Denn er setzt hinzu: „Man weiß nicht, was ein Körper, was die Bewegung an sich u. s. w. sey, aber man weiß doch, was man sich bey diesen Worte zu denken habe, was den Begriff dieser Gegenstände ausmache, was in denselben wesentlich aufgenommen, und aus  
 „dem:

„demselben wesentlich weggelassen werden muß.“  
 Also: man weiß die Merkmale anzugeben, wodurch  
 sich der Körper und die Bewegung von allen andern  
 Dingen unterscheidet. Nun wenn das zu einer be-  
 friedigenden Erörterung der Begriffe von diesen Din-  
 gen gehört: so ist ihre befriedigende Erörterung ein  
 ausführlich deutlicher Begriff, und, wenn dieser so  
 kurz ist, als möglich: so ist er eine Definition.

8. Ich habe gesagt: aus dieser Verwechslung  
 der bloßen Erörterung mit der Definition entspringe  
 die Besorgniß bey der Erörterung des Begriffs einer  
 Vorstellung in einen Zirkel zu verfallen, (§. 6.) und  
 ich habe hinzugesetzt, daß dieses bey der bloßen Erör-  
 terung, die keine Definition ist, nicht zu besorgen  
 sey. Bey einer Definition ist dieser Zirkel allerdings  
 zu besorgen; aber warum? Das eigentliche Warum  
 dieser sehr natürlichen Besorgniß liegt bloß in der Ein-  
 fachheit und Allgemeinheit des Begriffs von Vorstel-  
 lung. Die allgemeinsten Begriffe sind auch die ein-  
 fachsten; der höchste Begriff ist völlig einfach, und  
 kann daher in keine Merkmale zergliedert werden.  
 Der Begriff von Vorstellung ist der allgemeinste und  
 höchste von allen Thätigkeiten des innern Sinnes.  
 Deswegen kann er in keine Merkmale, die ihm eigen-  
 thümlich sind, zergliedert werden; darum ist keine  
 Definition von ihm möglich. Aber er ist nicht der  
 höchste Begriff überhaupt; denn es giebt noch andere  
 Thätigkeiten

Thätigkeiten, noch andere Veränderungen, nämlich die Thätigkeiten und Veränderungen des Körpers, mit diesen muß er Merkmale gemein haben, diese geben einen unausführlichen Begriff d. i. eine Erörterung, sofern sie von der Definition verschieden ist.

9. Wie erhalten wir aber dann nun einen ausführlichen Begriff (§. 5.) von der Vorstellung, wenn er weder eine Definition noch eine Erörterung seyn kann? — Dafür weiß ich keinen Rath, wenn man die Mittel verschmähet, womit sich die bisherige noch nicht reformirte Philosophie leider! hat begnügen müssen. Wo man keinen deutlichen ausführlichen Begriff haben kann, da muß man sich natürlich mit einem undeutlichen Begriffe behelfen, und dieser Fall kömmt für ein Wesen, wie der Mensch ist, so oft vor, daß wir, dünkt ich, wol daran gewöhnt seyn sollten. Wir müssen also unsere Aufmerksamkeit auf die einzelnen Veränderungen unsers Ichs richten, das was diese alle gemein haben, das ist, daß sie Vorstellungen sind. Wir erhalten also einen ausführlichen aber undeutlichen Begriff von Vorstellung durch den innern Sinn, gerade so, wie wir den ausführlichen aber undeutlichen Begriff von der rothen Farbe durch einen äußern Sinn erhalten. Der Verstand abstrahirt ihn, kann ihn aber nicht deutlich machen.

10. Also wäre der ausführliche Begriff von Vorstellung ein aus den Begriffen, Empfindungen, Erinnerungen, Vorhersehungen u. s. w. abstrahirter Begriff! — Nicht anders. Der ausführliche aber undeutliche Begriff ist von Empfindung, Einbildung, Begriff, Urtheil u. s. w. abgezogen, der deutliche ist unausführlich; (§. 5. 2.) er enthält bloß die Merkmale, die die Vorstellung mit jeder Veränderung gemein hat, und die man §. 2. aufgezählt findet. Alle abgezogenen Begriffe enthalten das Gemeinschaftliche der niedrigeren Begriffe, von denen sie abgezogen sind; sie sind in diesen allen enthalten, und fassen sie alle unter sich. Ich sehe daher nicht, wie man sagen könne; „in der weitern Bedeutung faßt das Wort „Vorstellung die Empfindung, den Gedanken, die „Anschauung, den Begriff, die Idee zusammen, „und in der engsten enthält es das Gemeinschaftliche von allem diesem \*).“ Nach dieser Logik könnte ich sagen: das Wort Mensch hat zweyerley Bedeutungen, eine weitere und eine engere. In der weitern faßt es Mann und Weib zusammen, in der engern enthält es das Gemeinschaftliche von Mann und Weib.

11. Die Bestimmung des Begriffs einer Vorstellung enthält also eine völlig unlogische Unterscheidung; nicht logischer ist die Unterscheidung der dreysachen

\*) S. Th. des Vorst. S. 1. 9. 10. 11.

hen Bedeutung des Worts Vorstellungsvermögen; denn die weitere beruhet auf nichts anders, als auf dem unausführlichen Begriffe einer Vorstellung, wovon nach sie, wie jede Veränderung ein Subjekt und ein Objekt, oder eine äußere Ursache haben muß; die engere und engste beruhet auf dem ausführlichen Begriffe der Vorstellung nach seinem vorgelieblichen Unterschiede. Nach einer Logik, worin man so unterscheidet, könnte ich sagen: das Wort Mensch bedeutet erstlich ein Thier, und dann ein vernünftiges Thier.

12. Wir haben bisher immer vorausgesetzt, daß Hr. K. unter Form der Vorstellung dasjenige in der Vorstellung verstehe, was seinen Grund in dem Grade der Realität des vorstellenden Subjekts hat. Wenn wir uns darin getretet haben: so kann das nicht unsere Schuld seyn; da wir nirgends bey dem Hrn. K. einen deutlichen Begriff von der Form einer Vorstellung finden. Daher behält der Begriff davon durchgängig etwas Schwankendes; und dieses muß nothwendig zu Mißverständnissen Gelegenheit geben.

13. Die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Form sind an einem andern Orte in diesem phil. Mag. (B. II. St. 4. Nr. VII. §. 2.) auseinandergesetzt worden. Es bedeutet nämlich 1. die Bestimmungen der höhern Gattung eines Dinges, wenn der Stoff zu einer niedrigeren Gattung gehört; und 2. die Bestimmungen der niedrigeren Gattung, wenn

der Stoff zu einer höhern gehört. In der letztern Bedeutung sind die Vorstellungen mehrerer vorstellenden Subjekte von dem nämlichen Gegenstande verschieden, wenn die Grade der Realität dieser Subjekte verschieden sind; und, wenn diese Grade endlich sind: so kann man freylich nicht behaupten, daß die Vorstellungen solcher Subjekte mit ihren Gegenständen völlig übereinstimmen; denn die Verneinungen können nicht mit Realitäten übereinstimmen. Das hat man daher längst eingesehen, und wir haben es aus unsern Grundsätzen zu beweisen gesucht; wir haben aber auch hinzugefügt, daß nicht alles in einer Vorstellung in den Schranken des Subjekts könne gegründet seyn, und daß also auch etwas davor seyn müsse, das mit dem Gegenstande übereinstimmt.

14. In der erstern Bedeutung des Wortes Form, worin es die Bestimmungen der höhern Gattung bedeutet, wenn der Stoff zu einer niedrigeren gehört, müssen wir gleichfalls gestehen, daß der Gegenstand nicht könne die Form der Vorstellung haben. Denn alsdann ist diese Form das, was in der höhern Gattung enthalten ist, zu der die Vorstellung gehört; es gehört zu der Form einer Vorstellung, daß sie ein Accidens, ein in einem andern seyendes, eine Veränderung in einem Subjekte ist. Und da müssen wir dann wiederum sagen, daß ein Ding an sich keine Vorstellung sey, daß es nicht die Form einer Vorstellung

lung haben könne; denn das hieße: eine Substanz ist ein Accidenz.

15. Weil nun die äußern Ursachen unserer Vorstellungen nicht die Form der Vorstellungen haben, nicht Veränderungen und Accidenzen unsers denkenden Subjekts sind: folgt daraus, daß die Vorstellungen von ihnen in nichts mit ihren Gegenständen übereinstimmen können? Oder stimmt darum die Abbildung eines Körpers im Spiegel gar nicht mit dem abgebildeten Körper überein, weil die Abbildung die Form einer Abbildung, und der Körper die Form eines Körpers hat? Die bisherige Philosophie hat diese beyden Formen selbst in ihrer Sprache sehr deutlich unterschieden, ungeachtet sie sich überall auf die Uebereinstimmung des Realen in der Vorstellung mit dem Realen in dem Gegenstande stützt. Sie nennt das in dem Gegenstande Bestimmung, was sie in dem Stoffe der Vorstellung Merkmal nennt. Sie sagt: die Gleichheit der Halbmesser ist eine eigenthümliche Bestimmung des Kreises, und ein eigenthümliches Merkmal seines Begriffs.

16. Diese Zweydeutigkeit des Wortes Form scheint mir durchgängig in dem §. XVII. und seiner Erläuterung zu herrschen. Welche von den beyden Bedeutungen wir indeß dem Worte unterlegen: so schließt der Beweis, daß die Dinge an sich nicht die Form der Vorstellungen haben, schlechterdings nicht die Unmöglichkeit aller Uebereinstimmung einer Vorstellung mit ihrem Gegenstande in sich. Wenn die bisherige Philosophie sagt: wir haben Vorstellungen, wir haben eine Erkenntniß von Dingen an sich, so heißt das: es stimmt etwas in unsern Vorstellungen

von den Dingen an sich mit den Gegenständen überein. Folglich behauptet sie nicht, daß die Dinge an sich außer der Vorstellung die Form der Vorstellung haben, weder

- a. in dem Sinne, daß die Dinge an sich Veränderungen und Accidenzen des vorstellenden Subjekts sind;
- b. noch in dem, daß alle ihre Bestimmungen, auch die, welche zu ihrer Individualität gehören, durch das endliche Subjekt unterschieden werden;
- c. noch endlich in dem, daß alles in der endlichen Vorstellung mit den Dingen an sich übereinstimme. Denn, was in ihren Schranken gegründet ist, stimmt mit dem Gegenstande nicht überein.

Das was Hr. K. S. 246. sagt, kann augenscheinlich diesen dreysachen Sinn haben. „Der von der Vorstellung verschiedene Gegenstand,“ heißt es das selbst, „kann daher nur unter der Form der Vorstellung, die der ihm entsprechende Stoff im Gemüthe annehmen mußte, im Bewußtseyn vorkommen,“ d. h. vorgestellt werden; „

Das kann heißen: 1. im Gemüthe ist der Stoff ein Accidens, der außer dem Gemüthe als Gegenstand eine Substanz war; 2. im Gemüthe wird nicht alles von ihm unterschieden, nicht die zu seiner Individualität gehörigen Bestimmungen, 3. im Gemüthe stimmt der Stoff der Vorstellung nicht ganz mit dem Gegenstande überein; denn die endliche Vorstellung ist zum Theil in den Schranken des Subjekts gegründet.

„ und

„und folglich, fährt Hr. N. fort, keinesweges als  
 „Ding an sich, d. h. unter derjenigen Form, die ihm  
 „außer aller Form zukäme, durch den bloßen Stoff  
 „der Vorstellung bezeichnet würde, und von der  
 „Form der Vorstellung verschieden seyn müßte.“

Das kann heißen: 1. die Vorstellung von dem  
 Dinge an sich, ist in dem Gemüthe keine Subs-  
 tanz, 2. sie ist ohne das Bewußtseyn der Bestim-  
 mungen, die zu seiner Individualität gehören,  
 3. sie hat keine völlige Uebereinstimmung mit dem  
 Gegenstande, weil die endliche Vorstellung auch zum  
 Theil in den Schranken des Subjekts gegründet ist.

17. Bey allem diesem blieben noch immer in  
 dem Stoffe der Vorstellung, die fünf allgemeinen  
 Merkmale ihres Gattungsbegriffs übrig, welche in  
 der Vorstellung mit den allgemeinen Bestimmungen  
 des Dinges an sich übereinstimmen. (S. Phil.  
 Mag. B. II. St. 4. S. 434.). Das hat die bishes-  
 rige Philosophie genannt: ein Ding an sich vorstel-  
 len, erkennen. Soll diese Uebereinstimmung der  
 Vorstellung mit dem unsinnlichen Gegenstande nicht  
 Vorstellung und Erkenntniß desselben heißen: so  
 streiten wir über Worte. (Phil. Mag. B. I. K.  
 St. 4. Nr. VIII. B. III. St. 1. S. 82.)  
 Wenn wir ihn recht verstehen: so kommt Hr. N. so-  
 gar in folgender Stelle mit unsern Worten überein;  
 denn er sagt: (S. 249.) „Aber in dieser Eigenschaft  
 „ist das Ding an sich selbst keinesweges als eine Sa-  
 „che, sondern nur als ein Begriff von einem Etwas,  
 (d. i. als der Gattungsbegriff mit seinen von der  
 Form der Vorstellung verschiedenen Beschaffenheiten,  
 das sind die zu seiner Gattung gehörigen,) „das  
 „nicht

„nicht vorstellbar ist, (nach seinen individuellen Bestimmungen,) vorstellbar.“ In der Anmerkung setzt sogar Hr. N. hinzu: „Ich sage nicht: In dieser Eigenschaft ist (existirt) das Ding an sich ein bloßer Begriff; sondern ist es nur als bloßer Begriff vorstellbar.“ Das kann doch nichts anders heißen, als: unsere Vorstellungen von Dingen an sich, sind bloße Sattungsbegriffe von denselben, oder Vorstellungen von den zu ihrer Gattung gehörigen Bestimmungen. Also wir können die zu ihrer Gattung gehörigen Bestimmungen, wodurch wir sie von den Erscheinungen unterscheiden, vorstellen. Mehr hat die bisherige Philosophie davon zu erkennen, sich nie angemacht. Worüber streiten wir nun noch? — Da wir aber selbst in der Mathematik aus solchen Begriffen etwas von den Dingen erkennen, und diese Wissenschaft apodiktische Gewißheit hat: so werden auch Wahrheiten der bisherigen Metaphysik apodiktische Gewißheit haben können. Es giebt also eine Metaphysik.

## I n h a l t.

- |   |         |
|---|---------|
| I. Versuch eines Plans zu einer praktischen Aesthetik, den philosophischen Kunstrichtern zur Prüfung vorgelegt.               | S. 1.   |
| II. Antwort des Herausgebers auf das Schreiben in des 2ten B. 4ten St. Nr. IX.  | S. 55.  |
| III. Noch neue Vereinigungspunkte der Leibn. und Kant. Vern. Krit.  | S. 70.  |
| IV. Ueber den Unterschied des logischen und Reals wesenß.   | S. 83.  |
| V. Ist die Mathematik durch ihre synthetischen Urtheile in Ansehung ihres Wahrheitsgrunds des von der Metaphysik verschieden? | S. 89.  |
| VI. Ueber den Begriff des Vorstellungsvermögens.  | S. III. |

# Philosophisches Magazin.

---

Herausgegeben

von

Johann August Eberhard.

Dritten Bandes zweytes Stück.

---

H A L L E,

bey Johann Jacob Gebauer.

1790.



I.

U e b e r

den Reinholdischen Versuch einer neuen  
Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens,

von

J. C. Sch w a b,

Es sind mir bey der aufmerkamen Lesung dieses Reinholdischen Werks, wodurch der Hr. Verfasser, nach meinem Urtheil, sich einen vorzüglichen Platz unter den deutschen Philosophen erworben hat, verschiedene Einwürfe, Zweifel und Reflexionen beygegangen, deren Mittheilung einigen denkenden Köpfen unsers Vaterlandes; und selbst dem Hrn. Verf. nicht unangenehm seyn dürfte. Ich werde überall die Stellen des Buchs citiren, und des Verfassers eigene Worte anführen.

Philos. Mag. 3. Bd. 2. St.

J

Lein

„Kein Ding an sich ist vorstellbar,“ S. 244. mit dieser Behauptung vergleiche man die S. 251. „Der Stoff gehört allerdings den Dingen an sich an;“ „er wird, nach S. 343. durch die Beschaffenheiten der Dinge außer uns bestimmt;“ „er ist dem Gemüthe gegeben,“ S. 255.

Folglich geben die Dinge an sich dem Gemüthen den Stoff der Vorstellung; die Vorstellung der Dinge an sich ist also von diesen Dingen nicht gänzlich unterschieden, oder unsere Vorstellungen stimmen mit den Dingen an sich, wenigstens in einigen Zügen, überein. Mehr verlangen die Leibnizianer nicht, als ihnen hier von Hr. Reinhold eingeräumt wird: aber freilich sehe ich nicht ein, wie nun noch behauptet werden kann, daß das Ding an sich gar nicht vorstellbar sey. Gegen diese Behauptung läßt sich auch noch einwenden, daß, wenn sie gegründet wäre, wir nicht einmal den Begriff des Dings an sich haben würden, so wie wir keinen Begriff von einem vierseitigen Zirkel haben, und weiter nichts als Worte zusammensetzen.

„Der bloße Stoff der Vorstellung ist schlechterdings nicht vorstellbar,“ S. 276. Hieraus folgt, daß wir bey keiner Vorstellung wissen können, was in ihr der Stoff an sich ist. Und doch will es der Hr.

Hr. Verf. bei der Vorstellung des bloßen Raums wissen, denn da ist ihm der Stoff das Mannichfaltige überhaupt unter der bloßen Form des Aufeinanderseyns S. 392.

„Zu jeder Vorstellung gehöret ein Wirken auf die Receptivität, wobei sich diese bloß leidend verhält, und wodurch ihr der Stoff der Vorstellung gegeben wird.“ S. 278. Hier ist die Frage natürlich: was wirkt denn auf die Receptivität? Der Hr. Verf. sagt es uns S. 376, wo es ausdrücklich heißt, daß die Dinge an sich durch den objectiven Stoff der Receptivität afficiren. Und doch soll das Ding an sich nach S. 278. kein bestimmtes, individuelles, existirendes Ding, sondern bloß ein Ding überhaupt seyn. Ein Ding überhaupt kann also auf die Receptivität und das Gemüch wirken!! \*)

„Das Daseyn der Gegenstände außer uns ist eben so gewiß, als das Daseyn einer Vorstellung überhaupt.“

J 2

haupt, „

\*) Sollte das Hr. A. Sinn nicht seyn, sollte er nur sagen wollen: das Ding an sich ist zwar ein einzelnes Ding, wir kennen es aber nur nach seinen allgemeinen Bestimmungen: so würde er gerade das sagen, was das Leibnizische System auch sagt, und die Verschiedenheit beider Vernunftkritiken wäre also wiederum verschwunden.

H. v. S.

haupt, „ S. 299. Hiemider läßt sich einwenden: entweder ist der Stoff einer Vorstellung bloß subjectiv, oder zugleich objectiv. In jenem Falle läßt sich von einer Vorstellung nicht auf einen Gegenstand außer uns schließen, wie z. B. bei der Vorstellung des bloßen Raums. Im zweyten ist der Satz freilich wahr: allein er ist identisch, und heißt so viel als: „eine Vorstellung, deren Stoff von außen her gegeben ist, supponirt das Daseyn der Gegenstände außer uns. Aber damit ist das Daseyn dieser Gegenstände außer uns noch nicht bewiesen. — Ich habe auch bey dem Hrn. Verf. kein Criterium gefunden, woran der objective Stoff sich von dem subjectiven unterscheiden ließe. Wie? wenn aller objectiver Stoff nur ein subjectiver wäre? wenn alles in dem Gemüth eingewickelt wäre, und durch die Spontaneität nur entwickelt würde? — Die Formen der Receptivität und Spontaneität sind nach dem Verf. ein solcher Stoff, der nicht von den äußern Gegenständen herrührt, wenn diese Formen vorgestellt werden, S. 304.

„Gegenstand ist dasjenige von der bloßen Vorstellung verschiedene, dem der Stoff in der Vorstellung entspricht,“ S. 343. „Stoff der Vorstellung ist dasjenige, was dem von der Vorstellung durchs Bewußtseyn unterschiedenen Gegenstand entspricht.“

S.

S. 230. Dieß ist ein Cirkel im Erklären; und dieser Cirkel wird gerade bey zwey der wichtigsten Begriffe in der Theorie des Vorstellungsvermögens gemacht!

„Das vorstellende Subject an sich ist sich nur als ein unbekanntes Etwas, als ein Subject ohne alle Prädicate vorstellbar,“ S. 251. Doch „läßt sich dieses Subject unter den Formen der Receptivität und Spontanität vorstellen, welche in ihm, als Ding an sich, gegründet sind,“ S. 273, 264, 267. „Die Thätigkeit ist eine Eigenschaft dieses Subjects,“ S. 268. „Dieses Subject kann afficiret werden,“ S. 376. „Es kann dem Mannichfaltigen Einheit geben,“ S. 289. u. s. w. Und das vorstellende Subject an sich sollte ein ganz unbekanntes Etwas seyn?

„Die Formen des bloßen Vorstellungsvermögens lassen sich, bevor sie an einem von ihnen selbst verschiedenen Stoff in einer wirklichen Vorstellung vorgekommen sind, eben so wenig vorstellen, als die Form der medicinischen Venus, wenn sie nicht an irgend einem Stoffe vorher vorgekommen wäre,“ S. 298. Dieses Gleichniß soll den Satz §. 28. beweisen, worauf der Beweis von dem Daseyn der Gegenstände außer uns §. 29. gegründet wird; es beweist aber, dünkt mich, gerade das Gegentheil;

dem ehe die Form der medicinischen Verurs an irgend einem wirklichen Stoffe vorkam, mußte sie vorher in der Vorstellung des Künstlers vorhanden gewesen seyn.

„Das Gebilde (des Stoffes) kann nie das Vorstellungsvermögen selbst seyn,“ S. 264. Diese Behauptung widerspricht dem §. 31., wo die bloßen Formen der Receptivität und Spontaneität der Stoff der Vorstellung sind. Hier giebt das Vorstellungsvermögen den Stoff der Vorstellung.

„Der Stoff in der Vorstellung ist etwas Mannichfaltiges,“ S. 282. Da der bloße Stoff der Vorstellung schlechterdings nicht vorstellbar ist, S. 276; so kann man auch nicht wissen, was er ist, mithin auch nicht, daß er ein Mannichfaltiges ist.

„Stoff und Form werden in ihrer Beziehung auf einander dem Subject des Bewußtseyns vorgehalten,“ S. 283. und doch soll nach S. 273. 274. dieses Subject ein bloß logisches Subject seyn. Wie kann etwas dem Bewußtseyn eines bloß logischen Subjectes vorgehalten werden? Hat der Verf. hier nicht selbst bei dem Subject etwas Substanzielles gedacht?

„Gegens

„Gegenstand ist das, was dem Stoff entspricht,“ S. 327. Das Wort entsprechen spielt in der Theorie des Vorstellungsvermögens eine Hauptrolle; es hätte um so mehr erklärt werden sollen, da der Begriff davon bildlich und schwankend ist. Diese Erklärung findet sich nirgends.

„Die Vorstellung des bloßen Raums hat einen Stoff, und dieser ist a priori im Gemüthe bestimmt,“ S. 389. Nur gehört zu jeder Vorstellung, als innere Bedingung, ein Stoff, d. i. etwas, was dem von der Vorstellung verschiedenen Gegenstand entspricht,“ S. 430. Was ist bei der Vorstellung des bloßen Raums der Gegenstand? Der Gegenstand ist ja außer der Vorstellung, und soll nicht mit dem Stoff verwechselt werden, S. 231.

„Bey dem subjectiven Stoff, der in den reinen Vorstellungen der Formen der Receptivität und Spontaneität enthalten ist, wirkt die Spontaneität auf ihre eigene Receptivität,“ S. 309. Also nicht nur das Vorstellungsvermögen, sondern selbst die Spontaneität hat ihre Receptivität. Wie kann dasjenige, was bloß thätig, und von dem Leidenden ausdrücklich unterschieden worden ist, hernach als leidend angenommen werden?

„Die Form der äußern Anschauung (der Raum) hat eine doppelte Beziehung; auf das Gemüth — und auf etwas außer dem Gemüth: sie ist dadurch gleichsam das Medium der Communication zwischen dem Gemüth und den Dingen außer dem Gemüth,“ S. 396. Hier fällt mir Newtons Sensorium der Gottheit ein. In der That scheint Kant seinen Begriff vom Raum durch Uebertragung des Newton'schen Sensorii von der Gottheit auf das menschliche Gemüth, formirt zu haben.

„Zu jeder Vorstellung gehört ein Wirken auf die Receptivität, wodurch ihr der Stoff der Vorstellung gegeben wird,“ S. 278. Wie reimt sich diese Stelle mit folgender S. 262. „der Stoff ist nur in so fern Bestandtheil der bloßen Vorstellung, in wie fern er gegeben ist, nicht in wie fern er gegeben wird.“

„Die Receptivität verhält sich gleichgültig in Rücksicht auf jeden möglichen Stoff,“ S. 281. Dieser Satz, der gar nicht evident ist, hätte eines Beweises um so mehr bedurft, da die Receptivität ihre bestimmte Form *a priori* hat, die sich auf den gleichfalls bestimmten Stoff bezieht, und ihm entspricht. Ich habe aber in Herrn Kantens, so wie in seinen Schüler Schriften eine Menge solcher beweiskräftigen

weise angenommenen Sätze gefunden; welches bei einer Philosophie, die so sehr auf apodictische Gewissheit dringt, und es mit andern Lehrgebäuden so genau nimmt, billig befremden muß.

„Das Wort Vorstellung faffet — nur dasjenige zusammen, was die Empfindung, der Gedanke, die Anschauung, der Begriff und die Idee unter einander gemeinschaftliches haben,“ S. 214. Man kann allerdings mit Leibnizen Empfindung, Gedanken, Anschauung, Begriff u. s. w. Vorstellung nennen: allein der Verf. macht sich anheischig, das Gemeinschaftliche dieser Sechsmodificationen zu zeigen; und dieses hat er in dem §. IX. nicht geleistet, und folglich auch seinen Satz nicht bewiesen. Es ist nicht genug, zu sagen: Empfindung, Gedanke, Anschauung u. s. w. sind die Arten (Species); und Vorstellung ist die Gattung (Genus); denn eben ditz ist es, was gezeigt werden soll. — Man ist auch in der philosophischen Welt nicht, wie es S. 212. heißt, darüber einig, daß alle Empfindungen, Begriffe u. s. w. ohne Unterschied Vorstellungen heißen können, und der Hr. Verf. glaubt mit Unrecht, ditzfalls in einem ruhigen Besitzstand zu seyn (ebend.); damit wird aber nicht geleugnet, daß Leibniz seine guten Gründe hatte, alles, was in der Seele vorgeht, Vorstellung zu nennen.

„In wie fern in der Vorstellung überhaupt ein Afficirtwerden der Receptivität vorzukommen muß, das Afficirtwerden überhaupt aber (die Veränderung, bey der sich das Gemüth leidend verhält,) Empfindung heißt, in so fern heißt die Vorstellung überhaupt Empfindung in weiterer Bedeutung des Wortes,“ S. 313. Wenn hier kein Druckfehler ist, so ist hier Verwirrung der Begriffe; denn sowohl das Afficirtwerden, als die Vorstellung, in Rücksicht auf dasselbe, wird Empfindung genannt. Diese zwey Dinge aber sind selbst nach dem Hrn. Verf. verschieden; und das Afficirtwerden läßt sich ohne Vorstellung denken. Ist nun die Empfindung das bloße Afficirtwerden, oder die Veränderung, bey der sich das Gemüth leidend verhält; so ist nicht jede Empfindung Vorstellung, wider das, was S. 210. behauptet worden ist.

Nach S. 328. „hat Locke die bewußtseynslosen Vorstellungen glücklich bestritten.“ Da der Hr. Verf. dieses bloß sagt, ohne die Stärke der Lockeschen Gründe zu prüfen; so wird es mir erlaubt seyn, hier auch ohne Beweis zu sagen, daß Locke die bewußtseynslosen Vorstellungen unglücklich, d. i. mit keinen hinlänglichen Gründen bestritten hat. Gegenswärtig will ich dem scharfsinnigen Hrn. Verf. nur die Frage vorlegen, deren Beantwortung mir sehr angenehm

nehmen seyn wird: Hören die Vorstellungen von Raumen, Zeit, Linie, Figur, und tausend andern Dingen, auf, Vorstellungen zu seyn, wenn man sich ihres nicht bewußt ist? — Nach S. 336. geht alles Bewußtseyn vom dunkeln Bewußtseyn eines Gegenstandes aus. Ein dunkles Bewußtseyn ist nun freilich ein Widerspruch: allein damit scheinen doch die bewußtseynlosen Vorstellungen eingestanden zu werden.

„Die Vorstellung des Ichs und das Selbstbewußtseyn ist nur durch die Vorstellungen a priori von den Formen der Receptivität und Spontaneität möglich,“ S. 337. Also muß man sich die Formen der Receptivität und Spontaneität vorstellen, um zum Selbstbewußtseyn zu gelangen. — Du weißest die wenigsten Menschen etwas von den Kantischen Formen der Receptivität, und Spontaneität, und sollten also nicht zum Selbstbewußtseyn gelangen; welches Glück doch den meisten Menschen zu Theil wird. — Uebrigens finden wir hier Vorstellungen a priori, deren sich die wenigsten Menschen bewußt sind, mithin bewußtseynlose Vorstellungen, dergleichen es nach S. 321. keine geben soll.

„Bey den äußern Empfindungen muß das von außen afficirt werden immer durch ein Afficirtseyn von innen,

innen, das Einwirken immer von einem Entgegenwirken auf die Receptivität begleitet seyn, wenn, u. s. w. S. 385. Woher in aller Welt kann der Hr. Verf. wissen, daß bei der äußern Empfindung ein Einwirken und ein Entgegenwirken (actio et reactio) stattfindet? Dieß heißt ja offenbar die körperlichen Phänomene auf das Gemüth übertragen; ein Fehler, dessen Hr. Kant die Leibnizianer (mit welchem Recht, will ich hier nicht bestimmen;) beschuldigt, und wogegen er so sehr eifert!

„Man nehme dem Raum das Ausgedehnte, und er wird Raum bleiben,“ S. 369. Ich gestehe, daß ich mir den Raum (durch die Einküldungskraft) nicht ohne Ausdehnung vorstellen kann: wie kann auch, wenn die Ausdehnung kein notwendiges Merkmal von dem Raum ist, durch ihn die Ausdehnung ein allgemeines Merkmal aller anschaulichen Gegenstände außer uns seyn, wie S. 398. behauptet wird?

„Dem bloßen Raum entspricht kein anderer Stoff in der Vorstellung als das Mannichfaltige überhaupt unter der bloßen Form des Auseinanderseyns,“ S. 392. Die Kantianer haben dem Leibnizischen Begriff vom Raume vorgeworfen, daß der Raum auf eine versteckte Art darin enthalten sey. Involvirt aber hier nicht gleichfalls die Vorstellung des Ausereinanderseyns

einanderseyns die Vorstellung des Raums, und läßt sich ein Außereinanderseyn ohne Zwischenräume vorstellen?

„Die empirisch ; ursprüngliche Vorstellung des Raumes ist offenbar die des erfüllten Raumes, aus welcher sich nach und nach die Vorstellung des leeren ergab; wo dann endlich durch Absonderung dessen, was beiden gemeinschaftlich ist, die Vorstellung des bloßen Raums zum Bewußtseyn gelangte,“ S. 391. Hier haben wir also die allmähliche, durch Hülfe der Abstraction bewerkstelligte Entstehung der Vorstellung des bloßen Raums, die von der Leibnizischen im Wesentlichen nicht unterschieden seyn dürfte. Ob aber dieser Begriff mit dem Kantischen, in der Kritik der reinen Vernunft vorgetragenen Begriffe vom Raum übereinstimme, ist freilich eine andre Frage. Dort heißt es ausdrücklich: „der Raum ist kein empirischer Begriff, der von äußern Erfahrungen abgezogen wäre; der Raum ist kein discursiver, oder, wie man sagt, allgemeiner Begriff.“ Uebrigens bemerke ich in der angeführten Stelle, S. 391., daß der Hr. Verf. die Vorstellung des bloßen Raums zum Bewußtseyn gelangen läßt. Hier haben wir also eine Vorstellung, die erst zum Bewußtseyn gelangt, die also nicht immer mit Bewußtseyn verbunden gewesen ist, mit einem Wort, eine bewußtseynlose Vorstellung,  
ders

dergleichen es doch nach S. 38. keine geben soll. Ich  
 setze auch nicht, wie Hr. Reinhold hier den bewußte  
 seyntlosen Vorstellungen ausweichen kann. „Der  
 Stoff des bloßen Raums ist a priori im Gemüth  
 vorhanden;“ „er ist das Mannichfaltige überhaupt  
 unter der bloßen Form des Außereinanderseyns,“ S.  
 392. Um diesem Stoff die Form der Vorstellung  
 zu geben, bedarf es bloß der Spontanität, die dem  
 Mannichfaltigen Einheit giebt, S. 393. Warum  
 soll nun die Spontanität, um diese Operation vorzu-  
 nehmen, den empirischen, von außen gegebenen Stoff  
 abwarten? Ist es nicht natürlich, daß sie, ihrer Nas-  
 tur gemäß, dem a priori vorhandenen Stoff, a  
 priori seine Einheit giebt? Die Vorstellung des blo-  
 ßen Raums muß also, selbst nach der Theorie des  
 Hrn. Verf. a priori vorhanden seyn, und nicht erst,  
 nach und nach, durch empirische Veranlassung, ent-  
 stehen. Ist sie aber a priori im Gemüth vorhanden,  
 so muß sie ohne die Form des Bewußtseyns vorhan-  
 den seyn; denn zum Bewußtseyn des bloßen Raums,  
 wie er in der Geometrie vorgestellt werden muß, ge-  
 langen wir nur nach und nach, und die meisten Mens-  
 chen ohne Zweifel gar nicht.

„Die Dinge an sich afficiren die Receptivität  
 durch den objectiven Stoff, und die Art des Afficirens  
 werdens ist in der Beschaffenheit der Dinge außer  
 uns

ans gegründet, „ S. 376. Es giebt also außer uns Dinge an sich: diese Dinge haben gewisse Beschaffenheiten, und die Afficirung unsers Gemüths ist in diesen Beschaffenheiten gegründet. Das mag seyn: aber wie reimt sich alles dieß mit der Kantischen Behauptung, daß wir mit dem Satz vom Grunde nicht über die Sinnenwelt hinaus kommen können, und daß dieser Satz sich nicht auf Dinge an sich anwenden lasse? Wie reimt sich diese ganze Stelle mit folgender: „Von der Wirklichkeit des Dinges an sich ist hier keine andere, als eine widersprechende Vorstellung, ein bloßes Blendwerk möglich, „ S. 456. Wie kann ein Ding, dessen Wirklichkeit ein bloßes Blendwerk ist, der Grund von der Afficirung unsers Gemüths, von unsern Empfindungen seyn?

„Die Form der Vorstellung gehört dem Gemüth an, aber nicht als Accidens der Substanz, sondern als Wirkung der Ursache, „ S. 238. Also ist das Gemüth die Ursache oder das Principium von der Form der Vorstellung: also ist es eine Kraft. Auch wird S. 290. das vorstellende Subject ausdrücklich und zweymal eine Kraft genannt. Warum hat denn der Hr. Verf. oben S. 203. und 270. so viel Bedenken getragen, das vorstellende Subject eine Kraft zu nennen, und wodurch ist jene Bedenklichkeit indessen gehoben worden?

„Das

„Das Ding an sich ist etwas zur Vorstellung unentbehrliches,“ S. 249. Nun ist alles Erkennen ein Vorstellen, S. 340. Folglich ist das Ding an sich etwas zur Erkenntnis unentbehrliches. Und doch soll es nach S. 253. ein Irrthum seyn, wenn die Unentbehrlichkeit einer Vorstellung des Dings an sich zur Erkenntnis vorausgesetzt wird. Oder ist etwa das Ding an sich zur Erkenntnis unentbehrlich, die Vorstellung davon aber entbehrlich?

„Das Ding an sich ist nicht vorstellbar, weil der von der Vorstellung unterschiedene Gegenstand nur unter der Form der Vorstellung, die der ihm. entz. worde Stoff im Gemüth annehmen mußte, im Bewußteyn vorkommen, d. i. vorgestellt werden kann, S. 246.“ Hieraus folgt, daß es auch von den Kantischen Anschauungs- und Denkformen, wie auch von den Formen der Receptivität und Spontaneität keine Vorstellung geben kann; denn diese haben ja, wenn sie vorgestellt werden, schon die Form der Vorstellung angenommen, und sind in der Vorstellung nicht mehr, was sie ursprünglich und an sich sind. Ich kann also nach dieser Theorie eigentl. nicht sagen: diese ursprüngliche Formen gehören dem Gemüth an, sie sind Beschaffenheiten von demselben, wie es S. 307. heißt.

„Die Kategorien sind Gegenstände, die vor aller Vorstellung im bloßen Gemüthe bestimmt sind, und denen in ihren (reinen) Vorstellungen kein durchs Afficirtwerden bestimmter Stoff entspricht,“ S. 461. Diese Stelle scheint folgender zu widersprechen: „aller Stoff muß durch ein Afficirtwerden der Empfänglichkeit gegeben seyn, also auch der subjective Stoff, der in den reinen Vorstellungen der Formen der Receptivität und Spontaneität enthalten ist,“ S. 300. Hier haben die reinen Vorstellungen der Formen der Receptivität und Spontaneität einen durch Afficirtwerden gegebenen Stoff: warum sollen die reinen Vorstellungen der Kategorien keinen solchen Stoff haben?

„Der nothwendige und richtige Begriff des Dinges an sich ist Vorstellung eines Begriffs,“ S. 249. oder (wie es in der Anmerkung heißt): „das Ding an sich ist nur als bloßer Begriff (und nicht als Sache) vorstellbar.“ Und doch muß ich mir das Ding an sich als etwas denken, das den Grund des Afficirtwerdens enthält, und also außer mir ist, S. 376. Denke ich hier einen bloßen Begriff?

„Je mehr die Spontaneität an jeder Vorstellung Antheil hat, desto mehr ist an derselben Vorstellung subjective Realität: je kleiner der Antheil der Philos. Mag. 3. Bd. 2. St. S. Spont

Spontanität ist, je größer aber der Antheil des von außen afficirtseyns, desto mehr hat die Vorstellung: objectiv Realität.,, S. 423. Ohne die Gründe zu prüfen, womit der Hr. Verf. diese Behauptung unterstützt, bemerke ich nur, daß sich ein Verstand denken läßt, der nicht nur der absolute Grund aller seiner Vorstellungen ist, sondern auch durch eine ihm eigenthümliche Kraft seinen Vorstellungen objectiv Realität verschafft. Bey einem solchen Verstand würde die objectiv Realität seiner Vorstellungen nicht in umgekehrtem Verhältniß der Spontanität, sondern derselben proportionirt seyn: die objectiv Realität der Vorstellungen würde nicht von dem Afficirtwerden von außen abhängen: dieses Afficirtwerden würde vielmehr Schranken der Vorstellungskraft, mithin etwas subjectives voraussetzen. Sollten also nicht unsere äußere Anschauungen oder Empfindungen in so fern bloß subjectiv Realität haben, als das Gemüth dabey von außen afficirt wird?

„Aber ist denn der Begriff, der hier von dem Ding an sich aufgestellt wird, (daß es nemlich gar nicht vorstellbar sey;) nicht willkürlich, indem darunter ein Ding verstanden wird, dessen Form von der Form der Vorstellung verschieden ist? Warum soll nicht dem Ding an sich eben dieselbe Form zukommen, die dasselbe in der bloßen Vorstellung hat?“, S. 246.

Die

Dieser Einwurf, den der Hr. Verf. sich hier selbst macht, scheint mir sehr wichtig, aber von ihm nicht hinlänglich beantwortet zu seyn. In der That ist es gar nicht widersprechend, dem Ding an sich, wo nicht ganz, doch zum Theil eben die Form beyzulegen, die dasselbe in unserer Vorstellung hat. Der Gegenstand hat nach S. 247. eine Form, die ihm außer dem Gemüth an sich zukommt: warum sollte diese objective Form dem Gemüthe nicht gegeben werden können? — Aber so würde ja, sagt der scharfsinnige Hr. Verf., der Gegenstand nicht von der Vorstellung desselben unterschieden seyn. Ich antworte: 1) es ist nicht ungerathen zu sagen, daß der Gegenstand mit der Vorstellung coincidire; 2) der Gegenstand könnte doch, seiner durchgängigen Bestimmung nach, von der (klaren) Vorstellung unterschieden seyn, ob er wol in gewissen Zügen mit ihr übereinstimmte. Endlich scheint selbst des Hrn. Verf. Theorie von den ursprünglichen Formen des Gemüths seine Beantwortung des Einwurfes zu unterstützen. Die Kategorien, so wie die Formen der Spontaneität und Receptivität, sind nach S. 307. 460. keineswegs Vorstellungen, sondern Beschaffenheiten des Vorstellungsvermögens: und doch können sie, wie der Hr. Verf. nicht leugnen wird, so wie sie sind, vorgestellt werden. Können sie nicht, so wie sie an sich sind, vorgestellt werden; je nun,

so wissen wir von ihnen eben so wenig, als von dem Ding an sich, und man sollte von ihnen eben so, wie von diesem sagen, daß sie für uns  $x$  seyen. Und, so dürfte endlich alles in der Philosophie für uns  $x$  werden.

„Die Spontaneität äußert sich in drey verschiedenen Graden von Thätigkeit, als Vermögen der Apprehension, als reiner Verstand, als reine Vernunft. Die Handlung der Apprehension besteht in der Synthesis des durch afficirtseyn gegebenen Mannichfaltigen, und die Spontaneität wird zu derselben durch das Afficirtseyn bestimmt; sie handelt also dabey im eigentlichsten Verstande gezwungen, und zwar schlechterdings gezwungen, in wie fern die Receptivität von außen afficirt ist; relativ gezwungen, in wie fern die Spontaneität selbst die Receptivität afficirt hat, und also in ihrer eigenen Handlung der Grund des Afficirtseyns liegt, durch welches sie zur Hervorbringung der Form der Vorstellung genöthiget wird.“ S. 535. Ich leugne die drey Grade, in welchen die Spontaneität ihre Thätigkeit äußert, nicht; aber, wie viel willkührliches und unerweisliches ist nicht in dieser Stelle enthalten! Die Spontaneität wird durch das Afficirtseyn der Receptivität bestimmt: folgt daraus, daß sie im eigentlichsten Verstande gezwungen wird? Ist zwischen dem Bestimmen und dem Zwingen kein Unterschied? Ferner:

ner: sie wird schlechterdings gezwungen, in wie fern u. s. w. Bisher war der Begriff des schlechterdings (absolut) nothwendigen so bestimmt, daß kein in wie fern Statt fand: aber nun kann etwas zugleich absolut und relativ nothwendig seyn. Endlich wird hier die Receptivität auf eine doppelte Art afficirt: 1) durch das gegebene Mannichfaltige, 2) durch die Spontanität. — So tiefe Blicke in die Werkstätte der Vorstellungskraft hat endlich Leibnitz nicht gethan!

„Die Vorstellung, welche bey einem eigentlichen Urtheil Subject ist, muß eine Anschauung seyn; das Prädicat hingegen — ein Begriff,“ S. 436. Steht es nicht eine Menge Urtheile, deren Subject keine Anschauungen sind? oder sind die Kantischen Grundsätze der reinen Vernunft keine eigentlichen Urtheile? — Ueberhaupt kann ich diese Erklärung der Urtheile mit der Kantischen nicht vereinigen. In der Kritik der reinen Vernunft (S. 92. n. a.) heißt es: „in einem Urtheil wird ein Begriff niemals auf einen Gegenstand unmittelbar, sondern auf irgend eine andere Vorstellung von demselben, sie sey Anschauung, oder selbst schon Begriff, bezogen.“

Ich schließe diese Anmerkungen mit einer kurzen Prüfung der Reinholdischen Eintheilung der verschied-

beides Parteien in Rücksicht auf den Lehrsatz vom Daseyn Gottes. \*)

Hr. Reinhold theilt S. 80. 81. diese Parteien in folgende vier Classen:

1. Dogmatische Skeptiker, welche behaupten, daß die Frage vom Daseyn Gottes schlechterdings unantwortlich sey.

2. Supernaturalisten, welche den Erkenntnißgrund davon bloß in die Offenbarung setzen.

3. Dogmatische Atheisten, welche behaupten, daß sich das Nichtseyn Gottes beweisen lasse.

4. Dogmatische Theisten, welche behaupten, daß sich das Daseyn Gottes bloß aus der Vernunft beweisen lasse.

Nach dieser Classification sucht der Hr. Verf. zu zeigen, daß eine jede dieser Parteien die drey übrigen gegen sich habe; und zieht hieraus einen sehr günstigen Schluß für den Kantischen Glauben an das Daseyn Gottes.

Mich dünkt aber, es sey in dieser Eintheilung eine Hauptclassse vergessen, nämlich die Classe derjenigen, welche behaupten, das Daseyn Gottes lasse sich durch Vernunft und Offenbarung zugleich erkennen. Diese Classe darf um so weniger außer Acht gelassen

\*) Dieser Aufsatz war bereits eingesandt, ehe die in dem II. B. 4. St. Nr. V. und VI. enthaltenen Aufsätze abgedruckt waren. A. d. S.

lassen werden, da sie sehr zahlreich ist, und die wis-  
 sten Philosophen sich wenigstens dazu bekannt haben.  
 Rechnet man sie, als die fünfte, zu den erwähnten  
 Classen; so verschwindet das Reinholdische bellum  
 omnium contra omnes, und es zeigt sich, daß  
 nur der dogmatische Skeptiker und der dogmati-  
 sche Atheist alle übrige, und zwar ganz gegen sich  
 haben, daß hingegen dem Theisten aus Offenbar-  
 rung und Vernunft nur zwey Classen ganz, die  
 zwey übrige nur zum Theil entgegen sind. Sollte  
 es also zum Krieg kommen; so würde man sich zuvör-  
 derst gegen die dogmatischen Skeptiker und Atheis-  
 ten vereinigen, und diese würden, da es ex hypo-  
 thesi auf die Menge der Streiter ankommt, unfehl-  
 bar den kürzern ziehen. Bey den übrigen dürfte als-  
 dann leicht eine Conciliation zu Stande kommen.



II.

Vorläufige Antwort  
 auf Hrn. Kants Schrift: Ueber eine Ent-  
 deckung, nach der alle neue Critik der reinen  
 Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht  
 werden soll.

I. Ueber Herrn Kants Disputirmethode.

Qui fit, ne ego nesciam, sciant omnes, qui Epi-  
 curei esse voluerunt? Cic. de fin.

Herr Kant versucht noch einmal, ob ich mich werde  
 abschrecken lassen, in meiner Prüfung des kritischen  
 Idealismus fortzufahren. Der erste Versuch war in  
 der Allgemeinen Litteraturzeitung gemacht worden,  
 und er war abschreckend genug, er hat mich aber nicht  
 abgeschreckt. Da seine Zurechtweisungen mir damals  
 nur durch die Hand eines unbekanntem Recensenten  
 zukamen; so glaubte ich das Beleidigende in denselben  
 nicht auf die Rechnung eines Mannes setzen zu dür-  
 fen, dessen Anständigkeitsgefühl ich nach seinem Ruhe-  
 me und seinen Talenten maasß. Er hat sich die Mühe  
 genommen, mich eines Bessern zu belehren, indem

er

er durch diesen zweyten Versuch den ersten noch übertrouffen hat.

Wenn man die gegenwärtige Schrift, so wie die ehemaligen Beyträge zu der Recension in der N. L. Z., als eine Widerlegung meiner Gründe für das Leibnizisch-Wolffsche System ansehen dürfte: so könnte es scheinen, als wenn er bloß für mich von seiner Erklärung, die er in der Vorrede zu der Crit. der reinen Vern. von sich gestellt, abgegangen sey. Diese so philosophische und bescheidene Erklärung war: daß er sich auf keine Vertheidigung seiner Kritik einlassen werde, indem sie wol mißverstanden, aber nicht widerlegt werden könne. Man hätte denken sollen, daß ein philosophischer Schriftsteller, zumal wenn seine Untersuchungen so subtil sind, und ihre Gegenstände in einem Felde liegen, das so weit von der Sphäre des bloßen gesunden Verstandes entfernt ist, — wenn er selbst von sich gesteht, daß ihm die Gabe einer hellen Darstellung nicht verthehen sey, — wenn endlich seine nächsten Freunde und geschicktesten Vertheidiger sagen, daß seine Sätze gemißdeutet werden können, — daß ein solcher Schriftsteller, bey allem Wunderglauben an die Ununterschiedlichkeit seines Systems, doch wenigstens geruhen werde, die so möglichen Mißdeutungen seiner Sätze aufzuklären und zu berichtigen. Eine solche Erklärung war also eben

so wenig mit der Wahrheitsliebe, als mit der Verscheidenheit zu vereinigen.

Indeß hat Hr. Kant für mich davon eine Ausnahme gemacht. Warum gerade nur für mich? Gewiß die Schriften der würdigen Männer, die vor mir und neben mir gegen den kritischen Idealismus geschrieben haben, verdienen alle Aufmerksamkeit und Achtung; und ich bin weit entfernt, die Aufmerksamkeit, wodurch Hr. Kant die meinigen auszeichnet, ihrem innern Werth zuzuschreiben. Wenn das mir indeß nicht schon mein Selbstgefühl verböte; so hat er bereits selbst dafür gesorgt, jede für mich vortheilhafte Auslegung einer solchen Auszeichnung unmöglich zu machen. „Die Ausnahme geschah diesmal nur, wie Hr. Kant S. 117, erklärt, „um ein gewisses Benehmen, das etwas Charakteristisches an sich hat, und „Hr. E. eigen zu seyn und Aufmerksamkeit zu verdienen scheint, bemerklich zu machen.“

Dieses Charakteristische nun, worin besteht es? — Daß meine Schrift ein Journal ist? — allein die philosophische Bibliothek der Hr. Feder und Meiners ist nichts anders. — Daß ich meine Betrachtungen über den kritischen Idealismus in einzelnen Aufsätzen vortrage? — das thut die philosophische Bibliothek auch. — Daß ich unrecht habe, daß ich die Kritiker der reinen Vern. nicht verstehe? — das habe ich mit allen Segnern des kritischen Idealismus gemein. —

Worin

Worin besteht es also? — Das sagt Hr. Kant nicht, darüber giebt er nur dunkle Winke, die nicht einmal etwas errathen lassen; und das gehört zu dem Charakteristischen seiner Manier.

Ich habe bisher von diesem Charakteristischen nicht ein Wort gesagt — da ich mich in der Dreytheilung des krit. Idealismus nur immer an die Sache gehalten habe — so sehr mir die Züge desselben, so gut wie einem jeden andern unbefangenen Leser, auffallen mußten. Sie sind aber nirgends so hervorstechend, als in der gegenwärtigen Schrift; hier hat sie augenscheinlich die geritzte Eigenliebe über ihr gewöhnliches Maas hervorgetrieben.

Zusörderst muß einem jeden der Ton von Süffisance und Selbstvertrauen auffallen, der durch und durch darin herrscht. Dieser Ton, der bloß dazu berechnet ist, dem Leser zu imponiren, und der auch wol manchem imponiren mag, soll zu erkennen geben, daß der Schriftsteller seiner Sache so gewiß ist, daß er schon zum voraus allen vernünftigen Zweifel an seinen Meinungen für unmöglich hält, und von jedermann, bey Strafe, für unwissend gehalten zu werden, den unbedingtesten Beyfall erwartet. Zu diesem Tone stimmt dann natürlich der Ton des Begwerfens, womit Hr. K. die Einwürfe behandelt, die man ihm entgegenstellt. Sie sind schon zum voraus so verächtlich, daß sie keine Antwort verdienen. Mit dieser an-  
genom-

genommenen schriftstellerischen Unerfrohenheit giebt er sich ein Ansehen von Ueberlegenheit, die sich über alle Einwürfe als unbedeutend hinwegsetzen darf. Das kann nun hier und da bey eingenommenen Lesern seine Wirkung thun; \*) bey selbstdenkenden verfehlt es sie. Denn diese fragen erst, ob sich nicht hinter diesen schriftstellerischen Trotz schriftstellerische Berlegenheit versteckt.

Da, wo er allenfalls von diesen Einwürfen einigen Eindruck besorgen muß, ist er weit entfernt, diesen Eindruck der Stärke der Einwürfe zuzuschreiben; sein einmal angenommener Charakter der entschiedenen Ueberlegenheit findet dem Grund davon in der List, womit sein Gegner seine Einwürfe gestellt hat. Hr. Kant macht mir diesen Vorwurf an so vielen Stellen, daß ich keine besonders anzuführen brauche. Diese List, die manchen Augen entgehen kann, ist indeß für ihn eine List mit weißen Fäden auf schwarzem Grund gestickt; es ist ihm ein Leichtes sie zu entdecken. Wie er sie entdeckt, und wie listig diese List ist, das wird in der Folge untersucht werden.

Wenn

\*) Maledicit autem — spertius et saepius vel cum periculo suscepti litigatoris, frequenter etiam suo. Afferit ista res opinionem, quia luberrissime homines audiunt ea, quae dicere ipsi noluerunt. *Quinc. Just. Or. II. 12.*

Wenn hier auf einer von beiden Seiten Mißgebrauch wird; so ist es gewiß nicht auf der meinigen. Im Kriege ist es ein ganz gewöhnliches Strategem, daß man den Feind durch Hohnsprechen und durch Vorspiegelung einer großen Uebermacht zu schrecken sucht; und von diesem Mittel hat Hr. K. in der gegenwärtigen Schrift auf jeder Seite Gebrauch gemacht. Man kann daher diese Kriegeslist als den herrschenden Charakterzug von Hrn. Kants Manier ansehen, durch die Verachtung seiner Gegner und Vorspiegelung seiner eigenen Ueberlegenheit, den Schriftsteller zu schrecken und dem Leser zu imponiren. Wie einem solchen Gegner setzt man immer etwas auf das Spiel, und gewiß haben sich manche Gelehrte durch eine vielleicht zu ängstliche Besorgniß für ihren Ruhm von der Beurtheilung des kritischen Idealismus abschrecken lassen, nachdem Hr. Kant in dem Anhange zu seinen Prolegom. an dem Göttingischen Recensenten ein so schreckliches Exempel statuirt und eine so schöne Probe seiner eigenen Urbanität gegeben hatte. Ich habe mich über diese Bedenklichkeiten hinweggesetzt. Die Freyheit in der gelehrten Republik muß erhalten werden, und irgend eine Stimme aus dem Volke, welche es auch seyn mag, muß das Zeichen zur Empörung gegen allen litterarischen Despotismus geben. Ob ich dabey etwas gewagt habe, das weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß keins noch so beleidigens

digende 'Zunsthigungen' irgend jemand außer dem-  
 jentigen selbst schaden können, der dadurch die Freye  
 Untersuchung hemmen will.

Die Wahrheit selbst kann durch solche Mittel  
 nicht gewinnen. Denn wenn mich Hr. Kant belehren  
 will, warum kann das nicht mit einem Tone der  
 Ruhe und der Anständigkeit geschehen? wozu alsdann  
 Vorwürfe, die schlechterdings nicht zur Sache gehör-  
 ren? Können die irgend eine andere Absicht haben,  
 als wider seinen Beynne einzunehmen, ihn abzuscher-  
 en, und die Aufmerksamkeit des Lesers von der  
 Hauptsache abzugiehen? Dahin gehören alle die ganz  
 allgemeinen Vorwürfe über die Einrichtung des phil.  
 Magazins. So wird S. 5. ziemlich bedeutend be-  
 merkt, daß auf eine Abhandlung von der logischen  
 Wahrheit ein Beytrag zu einer Geschichte der Warte,  
 und auf diesen ein Gedicht folgt. Wozu dieser Wink,  
 wenn er nicht bedeuten soll: Leser! welche Gründlich-  
 keit könnt ihr von einer Abhandlung über die logische  
 Wahrheit erwarten, die mit einer Geschichte der  
 Warte und einem Gedichte in Gesellschaft steht?  
 Der unparteyische und selbstdenkende Leser wird zwar  
 sagen: Was thut der Ort, wo eine philosophische Ab-  
 handlung steht, zu ihrer Gründlichkeit; sie kann un-  
 widerleglich seyn, und wenn sie auch im Eulenspiegel  
 stände, man widerlege sie und rede uns nicht von ih-  
 rem

rem Orte. Wenn ich nicht platt, sondern anständig und ernsthaft rede, so ist es Hrn. Kant zu feyerlich. Ich wünschte, daß nichts schlimmeres von ihm zu sagen wäre. Denn wen kann meine Feyerlichkeit bekräftigen? und wer wird es nur der Mühe werth halten, davon zu reden, wenn er etwas Besseres zu sagen hat?

Weil das phil. Mag. einzelne, aber doch, wie Hr. Kant selbst gesteht, sehr zusammenhängende Abhandlungen enthält, so wendet er eine lateinische Stelle darauf an, wodurch es mit einem Hagel verglichen werden soll. Ich kann mir das wol gefallen lassen, denn was beweiset es? Das Hagelwetter eines zertheilten Journals kann eben so zerstörend seyn, als die Wasserfluth einer massvollen Vernunftkritik.

Das sind nun bloße Vor Spiegelungen, die keine andere Absicht haben können, als den Leser einzunehmen und den Schriftsteller abzuschrecken. Wie das mit reiner Wahrheitsliebe bestehen könne, überlasse ich dem uneingenommenen Leser zu entscheiden.

Nichts besseres sind die Vorwürfe, (S. 5.) daß „ich in einer Abtheilung des Magazins ungleichartige Dinge unter einander gemengt, oder das hinterste „zuvorderst, das oberste zu unterst gebracht habe.“ Gleichwol sagt Hr. Kant unmittelbar darauf: (S. 6.) „diese vorgebliche kunstlose Zusammenstellung sey sehr „plans

„planmäßig angelegt.“ Welcher Widerspruch! Eine Unordnung, die Hrn. K. die platte Vergleichung mit einer Gerüllkammer abdringt; und doch zugleich eine so planmäßige Zusammenstellung! Hr. Kant möchte gern gegen mein Werk durch recht viel Vorwürfe ausnehmen, sollten sie sich auch einander aufheben.

Doch diese Art zu streiten bin ich an den Gegnern des philos. Mag. gewohnt. Sie wissen nicht, mit welchen Vorwürfen sie dasselbe verhaßt machen wollen; und um keinen ungebraucht zu lassen, häufen sie widersprechende auf einander. Davon kann ich hier ein Beispiel anführen, das beynahe possierlich ist. Nach der Allg. Litt. Z. sollte ich Hr. Kant mit Unrecht beschuldigt haben, er habe der Leibnizisch; Wolfischen Philosophie eine Verfälschung des Begriffs der Sinnlichkeit vorgeworfen. Ich sollte der unverantwortlichen Chikane überwiesen seyn, diesen Anstrich dem Hrn. K. fälschlich aufgebürdet zu haben. — Was sagt Hr. K. hiezu? Leugnet er, dieses Prädikat dem Leibniz; Wolfischen Begriffe von der Sinnlichkeit beygelegt zu haben? Nichts weniger! Er meynt nur, (S. 62.) es stehe einem jeden frey, den Plato und Leibniz zu tadeln, wenn man in ihrer Philosophie Fehler zu finden glaubte. Darin hat er völlig Recht; das was das einzige, was der Jenaische Rec. hätte antworten sollen; nur muß man erst wohl zusehen haben,

haben, ob man das, was man tadelt, auch recht verstanden hat. \*) Das Hr. K. aber den Leibnizisch-Wolffischen Begriff von der Sinnenerkenntnis ganz unrecht verstanden habe, ist in der Abhandlung selbst bewiesen worden.

Doch gesetzt, daß auch alle diese Vorwürfe gegründet wären, wozu dienen sie? Wird dadurch in

Gerade so, wie hier Hr. Kant urtheilt, hätte ich bereits selbst geurtheilt; s. Phil. Mag. B. II. St. 2. S. 245. „Die Verfälschung eines Begriffs ist keine Münzverfälschung; die Krit. der r. W. hat das Wort nicht in so bösem Sinne genommen, sie hat sich allenfalls etwas stärker ausgedrückt, als sie gefollt hätte, und wenn sie ihre Behauptung durch einen unumstößlichen Beweis gut macht, so kann man ihr wol einen etwas starken Ausdruck hingehen lassen. „ Und S. 249. „Ich sehe mit Beschämung auf diesen ganzen Streit zurück; er wird im Grunde über nichts geführt. Denn, hätte der Rec. statt dieses elenden Wortstreits meine Gründe widerlegt, womit ich bewiesen habe, daß Hr. K. den Leibnizisch-Wolffischen Unterschied zwischen Sinnen- und Verstandes-Erkenntnis ganz unrichtig dargestellt habe: so würde man ihm und einem jeden gern die Freiheit gelassen haben, die Leibnizisch-Wolffische Darstellung des Begriffs der Sinnlichkeit eine Verfälschung, oder, wie man sonst gewollt hätte, zu nennen. „ So Philof. Mag. 3. Bd. 2. St. hatte

die Sache selbst selbst ausgemacht? Können Sie nicht  
 andern Klatsch haben, als den Leser zum Voraus einzunehmen?  
 In nichts andern kann das anmaßende Herabsehen dienen,  
 womit Hr. K. noch bisher alle seine Gegner behandelt hat.  
 Nur Unwissenheit, oder wissentliche Verunstaltung  
 seiner Meinungen, oder Beides, können Sie zu  
 Binden Gegnern machen. Nur bey den  
 Bertheiligten des kelt. Idealismus ist keine  
 Aufrichtigkeit und Kenntniß der Sache in gleichem  
 Maße!

hatte ich über diesen Vorwurf geurtheilt, und nicht anders urtheilt jetzt Hr. Kant selbst darüber. Um desto befremdender ist, daß dieser berühmte Mann sich so weit vergift, bey Gelegenheit dieser berücksichtigten Stelle (Phil. Mag. B. 1. St. 3. S. 298.) zu sagen, ich schelte und ereifere mich. (S. 62. in der Anmerk.) Wo habe ich je gescholten? wo mich ereifert? Ich! gescholten! ich, der ich immer von Hr. K. mit einer Achtung gesprochen habe, die die empfindlichste Eigenliebe befriedigen sollte. Oder ist bey ihm jede Bezeugung der Achtung ein schuldiger Tribut, und jeder Tadel eine Beleidigung, die nichts ausführen kann? Und das sagt Hr. K., dessen beleidigende Art zu streiten zum Sprichwort zu werden verdient. Quis rulerit Gracchos! Er läßt im Vorbeigehen noch, vermuthlich in der Hoffnung, daß ihn niemand aufnehmen werde, den verfohrnen Wink fallen: daß ich ihm noch „obenein einen falschen Ausdruck untergeschoben habe.“ Welchen? Ich fodere ihn auf, diesen falschen Ausdruck anzugeben.

Maße! Hier ist gewiß der Fall, mit Cicero zu fragen: Qui sit, ut ego nesciam, sciant omnes; qui Epicuri esse voluerunt?

Zu solchen Mitteln muß der freylich seine Zucht nehmen, den das Interesse seines Ruhmes an sein System bindet. Ein ausgebreiteter Ruhm nöthigt einen Schriftsteller gegen allen Tadel empfindlicher zu seyn, als es seiner Ruhe zuträglich ist, diesen Tadel mit mehr Bitterkeit zu erwiedern, als es die Gerechtigkeit erlaubt, und sich mit Waffen dagegen zu vertheidigen, die die Billigkeit und Wahrheit verschmähen. Einem Voltaire legt die Größe seiner Celebrität die Nothwendigkeit auf, keinen Gegner gegen sich aufkommen zu lassen, und jeden Angriff mit dem Untergange des Angreifenden selbst zu vernichten. Auch H. K. findet diese Disputirmethode nothwendig. Ich bin nicht in dem Falle, dieser ängstlichen Besorgniß, so wie dieser gewaltsamen Mittel, zu bedürfen. Nichts setzt meine Eigenliebe in die Nothwendigkeit, durchaus Recht zu haben und untrüglich zu seyn. Ich darf den Talenten und Verdiensten meines Gegners Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das habe ich bey aller Gelegenheit gethan, und selbst H. Kants Streitmethode wird mich nicht abhalten, es noch ferner zu thun. Mir wüßte keine noch so beleidigende Zundthigung mir jemals ~~etwas~~ <sup>etwas</sup> ~~zu~~ <sup>zu</sup> ~~verleihen~~ <sup>verleihen</sup> ~~zu~~ <sup>zu</sup> ~~erlauben~~ <sup>erlauben</sup>, oder mich hindern,

Das, was ich für Wahrheit halte, zu vertheidigen. Ich werde mich daher durch nichts abhalten lassen, die Beurtheilung des kritischen Idealismus ruhig fortzusetzen. Es kann mich nicht kümmern, ob, wie H. Kant (S. 118.) sagt, die Bestreiter des kritischen Idealismus unter sich übereinstimmen. Ein jeder erklärt sich die Phänomene der Natur nach seiner besten Ueberzeugung; es ist weder zu erwarten, noch auch nöthig und nützlich, daß alle denkende Menschen in jedem Jota ihrer Systeme unter einander übereinstimmen. Die nämliche Erscheinung thut sich auch schon unter den Vertheidigern des kritischen Idealismus hervor, und muß sich hervorthun, wenn sie nicht durch ein symbolisches Buch zu der Einheit einer bloßen sichtbaren philosophischen Kirche zusammengehalten werden sollen. Die Uneinigkeit der Gegner des kritischen Idealismus wird mich also eben so wenig irre machen, als ich von der Uneinigkeit seiner Vertheidiger je werde einigen Vortheil zu ziehen suchen.

Was ich bisher von H. Kants Streitmethode gesagt habe, das war ich mir und der anständigen Freyheit, seine Meinung zu sagen, schuldig; ich werde nie wieder darauf zurück kommen, eben so wenig, als ich sie nachahmen werde. Die Schonung eines jeden achtungswerthen Gelehrten, dem ich widersprechen zu müssen glaube, habe ich mir zur Maxime gemacht,

macht, ob ich gleich sehe, daß sie H. K. für sich nicht als Gesetz erkennt. Ich werde die Punkte, die noch zwischen H. Kant und mir streitig sind, in diesem Magazine nach und nach beleuchten, und zwar in einer Ordnung, wodurch sie das beste Licht erhalten, und aus den allgemeinen Gesichtspunkten, wo bey alle kleinliche und rechthaberische Polemik verschwindet, die wirklichen oder nur scheinbaren gegenseitigen Abweichungen genau gefaßt, und die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Vereinigung richtig beurtheilt werden kann. Einen großen Theil dieses Werkes glaube ich schon in den fünf Stücken des phil. Mag. die H. Kant noch nicht gesehen zu haben scheint, zu Stande gebracht zu haben. Er hat seine Kritik nur über den ersten Band erstreckt, der, wie er selbst sagt, nur den ersten und zweyten Akt unsers philosophischen Drama enthält, und sich also noch nicht weiter als über die Exposition der Handlung hat erstrecken können, in dem zweyten Bande und dem Anfange des dritten würde er vielleicht den Knoten nebst der Auflösung gefunden haben.

## 2. Verschiedenheit der Leibnizischen und Kantischen Vernunftkritik.

Schon in dem Titel seiner Schrift scheint Hr. K. zu verstehen zu geben, als habe ich der Leibnizi-

sehen Philosophie mit Unrecht eine Vernunftkritik beygelegt. Warum aber mit Unrecht? — Ist nicht Vernunftkritik die Untersuchung der Möglichkeit, etw was außer dem Vorstellungsvermögen durch die reine Vernunft zu erkennen? Wenn nun der kritische Idealismus dieses verneinet, die Leibnizische Philosophie aber bejahet, enthält deswegen die Letztere keine Vernunftkritik, weil die Resultate ihrer Untersuchungen von den Resultaten des krit. Idealismus verschieden sind?

Gesetzt also, daß die Leibnizischen Resultate falsch wären: so würde daraus weiter nichts folgen, als daß seine Vernunftkritik auf falsche Resultate führe, nicht aber, daß sie keine Vernunftkritik sey? — Führt sie aber auf falsche Resultate? — Ist sie eine unrichtige Vernunftkritik? — Das halte ich für so weit entfernt, daß ich vielmehr bewiesen zu haben glaube: daß,

was die Kantische V. R. Wahres enthält, bereits in der Leibnizischen — und zuerst in ihr am vollständigsten — enthalten sey, daß hingegen, was die Kantische neues und unterscheidendes enthält, ohne Beweiss angenommen werde.

Eine kurze Vergleichung beider Vernunftkritiken wird dieses, hoffe ich, völlig deutlich machen.

Die

Die Kantische und Leibnizische Vernunftkritik kommen darin überein, daß sie sich die Widerlegung der skeptischen Philosophie angelegen seyn lassen. Um ihren Gang in dieser Widerlegung richtig zu beurtheilen, müssen wir genau bestimmen, worin das Wesen der skeptischen Philosophie bestehe. Ihr Wesen besteht freylich darin, daß sie die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß leugnet. Aber welcher Erkenntniß? — Nicht die Gewißheit der einzelnen Empfindungen; der Skeptiker leugnet nicht, daß er die Empfindung der Kälte habe, wenn er mit der bloßen Hand Eis anrührt, er leugnet aber die Gewißheit des allgemeinen Satzes: alles Eis ist kalt; er ist nicht im Abrede, daß er an einem Dreyeck, daß er vor sich hat, drey Winkel sehe, er kann sich nur nicht abzwängen, daß ein jedes Dreyeck drey Winkel habe,

Die Skeptische Philosophie leugnet also die Gewißheit der allgemeinen Wahrheiten. Wenn eine allgemeine Wahrheit sollte gemäß seyn, ohne aus dem Kreise der Empfindung herauszugehen: so könnte sie es nur durch Induktion werden. Wenn ich sehe, daß ein jeder der neun Kegel eines Kegelspiels von Holz ist: so sehe ich, daß das ganze Spiel von Holz ist. Durch Induktion allein würde es aber sehr wenig allgemeine Wahrheiten geben; denn von sehr wenigen ihrer Gegenstände läßt sich die Induktion vollständig machen.

Soll ich also eine oder mehrere Empfindungen zu einer allgemeinen Erfahrung erheben, so muß ich aus dem Kreise der bloßen Empfindung herausgehern. Die allgemeine Erfahrung enthält also, außer der bloßen Empfindung oder Wahrnehmung, etwas, das nicht bloße Empfindung oder Wahrnehmung ist. Ich muß mir die Sache, als zu einer gewissen Gattung gehörig, vorstellen, welcher das Prädikat nach einem notwendigen Gesetz des Verstandes zukommt.

Das drückt die Kantische Vernunftkritik aus: Erfahrung entsteht durch Anwendung der Kategorien auf Wahrnehmungen; die Leibnizische sagt: allgemeine Erfahrungswahrheiten entstehen, indem der Verstand das Prädikat aus dem Begriffe des Subjektes erkennt. Bis hierher sind beide Vernunftkritiken noch völlig eins; sie sind also in der Widerlegung des Skepticismus nur bey Worten nach von einander verschoben. Anders hat auch Sokrates und Plato den Skepticismus der Sophisten, des Protagoras, des Heraklitus, und Demokritus nicht widerlegt; anders wieder auch Leibniz den Skepticismus des Gassendi nicht widerlegt haben.

Man sieht augenscheinlich, daß ich diese Widerlegung auf der Zergliederung der Operationen des denkenden Subjekts bey seiner Erkenntniß allgemeiner Erfahrung

führungsstärkeren Gründe. Man sieht aber auch,  
daß diese Allgemeinheit derselben auf dem Denken des  
Satzungsbegriffes dieser Sätze beruhe. Nun blieb  
über in diesen Begriffen noch etwas Sinnliches; und  
man könnte fragen, ob dieses Sinnliche auch etwas  
zu der notwendigen Allgemeinheit eines solchen Er-  
fahrungssatzes bezeuge? Sofern ein Begriff von ei-  
ner Sache ein einzelner Begriff, oder eine wirkliche  
Empfindung und ein Satz eine einzelne Wahrnehmung  
ist, freilich nicht; aber auch nicht, wenn eine Erfah-  
rung möglich seyn soll?

Daß eine allgemeine Erfahrung möglich sey, dazu  
gehört, daß sie den Gesetzen des Verstandes und der Ver-  
nunft gemäß sey, und daß sie nach dem Befehl  
der Sinne erfolgen könne. A priori können wir  
nur von dem Raume mit Hilfe des Verstandes oder  
der Kategorien etwas durch die äußern Sinne erken-  
nen, das sich auf eine mögliche Erfahrung bezieht,  
welche mit der Erfahrung übereinstimmen kann. Die  
Vorstellung des Raumes durch die Sinne ist aber  
eine Erscheinung, die nie außer dem vorstellenden  
Subjekte seyn kann; ob sie gleich als außer demselben  
vorgestellt wird. Wenn etwas außer dem vorstellenden  
Subjekte vorgestellt werden soll, so muß es außer  
und neben etwader, d. i. es muß räumlich oder als  
etwas, worin Raum ist, vorgestellt werden. Der wirk-

Der Idealismus nennt das: der Raum ist die Form der äußern Sinne. Es ist natürlich, daß alles, was von den Gegenständen, die den äußern Sinnen erscheinen können, bewiesen ist, auch von ihnen gelten müsse, wenn sie ihnen wirklich erscheinen, oder in der Erfahrung vorkommen.

Ueber diesen Punkt lehrt Leibnitz nicht anders, als der kritische Idealismus. Wir kennen das Räumliche, das Ausgedehnte nur in unserer Vorstellung; allein diese Vorstellung, dieses Etwas in dem Gemüthe stimmt es mit einem Etwas außer dem Gemüthe überein; hat es Gründe außer der Vorstellung, ist es eine bloße Modifikation unseres Ichs, oder ist außer unserm Ich Etwas, das der Grund dieser Modifikation ist? Der kritische Idealismus bejahet dieses zwar, aber er setzt hinzu: wir erkennen es nicht, wir haben keine Vorstellung davon. Wenn das heißt: keine sinnliche Vorstellung, keine anschauliche Erkenntnis: so ist das freylich unzulänglich; denn es heißt, wir stellen uns unsinnliche Gegenstände nicht sinnlich vor, oder: was nicht sinnlich vorgestellt werden kann, das kann nicht sinnlich vorgestellt werden. Allein ist es gar Nichts, und hat es gar keine Bestimmungen, die von ihm ohne Sinnlichkeit können gedacht werden, wovon auch keine übersinnlichen Begriffe möglich sind? Das hat die Kantische Vernunftskritik

kritik schlechterdings nicht bewiesen. Von den zwey Fällen, 1) daß die Erscheinungen der äußern Sinne außer dem vorstellenden Subjekte da sind, und 2) daß sie Vorstellungen der Sinne sind, hat Leibniz den erstern widerlegt und den andern bewiesen, und H. Kant hat hierüber nichts neues gesagt. Dem kann man aber fragen: haben diese Vorstellungen Realgründe außer uns, die keine Erscheinungen sind, entspricht ihnen etwas absolutes, das nicht dargestellt, nicht sinnlich angeschauet, davon aber etwas gedacht werden kann, oder nicht? Eine jede Antwort auf diese Frage können wir wenigstens als eine Hypothese ansehen, wovon die eine vor der Hand so viel für sich hat, als die andere. Ich glaube die erstere bewiesen zu haben.

Ich bin daher überzeugt, daß, was der kritische Idealismus zur Widerlegung des Scepticismus gründliches enthält, bereits in der Leibnizischen Philosophie enthalten war; was er hingegen eigenthümliches hat, mit nichts erwiesen ist. Unsere Vorstellungen erhalten durch ihre Verbindung mit den Funktionen des Verstandes, die nicht in den Wahrnehmungen enthalten sind, sondern die ihren Ursprung allein in dem Verstande haben, ihre allgemeine und notwendige Wahrheit; oder, in der Leibnizischen Sprache, aus den Begriffen des Verstandes entstehen allgemeine und

und nothwendige Bestandtheile, und diese Begriffe haben ihre Quelle nicht in den Sinnen, sondern in dem Verstande; degn der Canon: nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, hat die Einschränkung: excepto ipso intellectu. Allein daß diese Vorstellungen in uns keine Realgründe außer uns haben, dieses thut der kritische Idealismus zu seiner Widerlegung des Skepticismus ohne allen Beweis hinzu. Das wird wiederum durch eine kurze Geschichte der äußern Sinneserkenntniß deutlicher werden.

Die Philosophie fing, wie der bloße unbelehrte Menschenverstand, damit an, daß sie die sinnlichen Eigenschaften (qualitates sensibiles) in die Körper selbst setzte. Ausdehnung, Farben, Töne, Wärme, Kälte u. s. w. waren für die erste Philosophie nicht bloße Vorstellungen der Sinne, sie waren in den Körpern selbst; ihre Vorstellung konnte höchstens durch das Medium, wodurch sie empfunden werden, einige Abänderung leiden, wie die Empfindung eines Körpers, den wir durch ein gefärbtes Glas ansehen. Der erste, der einige unter diesen sinnlichen Eigenschaften für bloße Erscheinungen erklärte, war Cartesius. Nach ihm waren die Töne Vorstellungen von den Schwingungen elastischer Körper, und die Farben Vorstellungen von den verschiedenen Bewegun-

gen

gen und Figuren der Lichttheilchen. Die Veränderung, welche Newton in die Theorie der Farben brachte, betraf bloß ihre physische Erklärung; die psychologische berührte sie nicht; er zeigte, daß der Grund der Verschiedenheit der Farben in dem verschiedenen Winkeln liege, unter welchen die Lichtstrahlen gebrochen werden. Die Farben waren also bloße Erscheinungen, sie waren nichts Reelles in dem Körpern; es lag ihnen aber etwas Reelles zum Grunde, etwas, das nicht Erscheinung war, und das war die Ausdehnung; sie waren nichts ursprüngliches, es lag ihnen etwas zum Grunde, was in ihrer Empfindung nicht bemerkt wird; welches also nicht die Empfindung, nur die Vernunft für ihren Grund erkennt. So weit war man vor Leibniz mit der Zergliederung der sinnlichen Eigenschaften der Körper gekommen; sie waren Erscheinungen, aber Erscheinungen, denen etwas von ihnen verschiedenes, außer dem vorstellenden Subjecte, zum Grunde liegt, das nicht Erscheinung ist; sie waren nichts ursprüngliches, sondern bloße Vorstellungen, die sich aber in andere ursprüngliche Vorstellungen auflösen ließen, und dies waren die Vorstellungen von der Ausdehnung.

Ausdehnung, der ausgedehnte Raum, war also das ursprüngliche, das wahre Ding, das Ding an sich, das den übrigen Erscheinungen zum Grunde lag, und außer der Vorstellung sein eigenes, sah sich

bes

bestehendes Daseyn hatte. Leibniz verbieth, und  
 verbieth zuerst, daß auch der Name und die Ausdeh-  
 nung nichts ursprüngliches, daß er eine Vorstellung,  
 oder Erscheinung, kein Ding an sich, kein wahres  
 Ding sey. Esgeht aber nichts zum Grunde?  
 Bey allen andern Erscheinungen liegt Ausdehnung  
 zum Grunde. — Ist es sich nicht in ein anderes  
 Etwas auflösen? Die Farben lassen sich in Ausdeh-  
 nung auflösen. — Allein die Ausdehnung ist selbst  
 eine Erscheinung, sie liegt selbst allen andern Erschei-  
 nungen zum Grunde. Soll also diese Erscheinung,  
 diese sinnliche Vorstellung in uns in ein anderes Et-  
 was auflösen werden, hat sie in einem andern Et-  
 was ihren Grund; so muß es etwas seyn, das nicht  
 Erscheinung ist, das nicht durch die Sinnen kann  
 vorgestellt, das nicht kann dargestellt, das nicht  
 nur durch den Verstand kann gedacht werden. Die  
 Körper und die sinnlichen Eigenschaften, woraus der  
 sinnliche Begriff von denselben besteht, sind also Erschei-  
 nungen, die aber in Etwas, das nicht sinnlich vor-  
 gestellt, das nur gedacht werden kann, gegründet sind.

Nun fragt es sich:

1) Sind diese Gründe der Erscheinungen Dinge an  
 sich, die wirklich außer uns vorhanden sind?

Diese Frage beantwortet die Leibnizische Bestim-  
 mungstreue mit Ja. — Die Kantische hat keine  
 Antwort, wofür sie das Gegentheil beweisen kann.

2) Köns

2) Können sie vorgestellt werden?

Wenn das heißt: können sie durch die Sinnen vorgestellt werden? so beantwortet die Leibnizische W. Kr. diese Frage mit Nein. Denn sie hat zuerst bewiesen, daß alles, was durch die Sinnen vorgestellt wird, Erscheinung sey. Was also nicht Erscheinung ist, kann auch nicht durch die Sinnen vorgestellt werden, obgleich die Vernunft schließt, daß es den Erscheinungen zum Grunde liegen könnte.

3) Kann etwas von ihnen gedacht werden? d. h. sind die Merkmale, die von ihnen in ihrem Begriffe durch den Verstand und die Vernunft gedacht werden, nicht in ihnen als Bestimmungen?

Die Leibnizische W. Kr. beantwortet diese Frage mit Ja. Beantwortet sie die Kantische mit Nein, so hat sie zu ihrem Nein keine Gründe; denn sie sagt bloß: ich kann sie nicht anschauen, d. h. nicht sinnlich vorstellen; dann die sinnlich vorgestellten Dinge sind Erscheinungen. Das erkennt die Leibnizische W. Kr. nicht nur, sondern sie hat es auch zuerst bewiesen. Sie behauptet aber, daß, vermöge des Satzes vom zur Grunde, die Erscheinungen nicht ohne Dinge an sich seyn können, in denen sie gegründet sind, und daß dasjenige, was wir nach dem Satze des Widerspruches und des zur Grunde von ihnen



## III.

U e b e r  
den Satz des zureichenden Grundes,

von

J. G. E. Maaf.

I. Untauglichkeit des Kantischen Beweises von  
dem Satze der Causalität.

Obgleich die Kantische Vernunftkritik dem Satze vom zureichenden Grunde eine transscendentale Gültigkeit an mehr als einem Orte stillschweigend einräumt, indem sie behauptet: daß den Erscheinungen wahre, unsinnliche Objekte (die uns, ihrer Meinung nach, nur unbekannt sind) nothwendig zum Grunde liegen; so mußte sie ihm dennoch, da er ein synthetisches Urtheil ist, in andern Stellen, wo sie sich selbst getreu blieb, diese transscendentale, mithin eine allgemeine Gültigkeit absprechen. Da aber der Verstand unablässig fordert, daß die Dinge diesem Grundsatze gemäß seyn sollen; so hat sie die allgemeine und nothwendige Wahrheit desselben für die Erscheinungen

Philos. Mag. 3. Bd. 2. St.

M

34

zu berücksichtigen; ein Unternehmen, das verstanden, näher erwogen zu werden, das aber auf keine Weise gelingen konnte.

Wenn man darthun will: daß (wie es die K. Kr. abstract) alles, was geschieht (anhebt zu seyn), etwas erfordere, worauf es nach einer Regel folge; oder: daß alle entstehende Erscheinungen eine Ursach haben müssen; so muß man nothwendig davon ausgehen, daß man den Satz vom zureichenden Grunde in seiner größten Allgemeinheit aus Begriffen beweiset. Denn außerdem giebt es nur zwei Wege, die man einschlagen könnte, die aber alle beide nicht zum Ziele führen. Man müßte den Satz entweder durch Induktion beweisen, oder aus der Reihenfolge, welche die Erscheinungen beobachten. Der erstere Beweis kann deshalb nicht geführt werden, weil es unmöglich ist, daß die Induktion jemals vollständig werde; indem wenigstens immer die noch künftigen Erscheinungen übrig bleiben. Die andere Beweisart, (welche die K. Kritik ergriffen hat,) verwechselt ein Verhältniß der Erscheinungen in der Zeit (ihre bestimmte Succession) mit ihrer Abhängigkeit von einander; sie enthält nothwendig einen Schluß: cum hoc et post hoc, ergo propter hoc. Die Zeitverhältnisse der Dinge stehen mit ihrer ursachlichen Verknüpfung nicht in dem mindesten Zusammenhange. Denn obgleich eine Wirk-  
sachung

tung nicht eher seyn kann, als ihre Ursach; so ist dies  
 ses doch nur deshalb unmöglich, weil das eine Wir-  
 kung ohne Ursach seyn würde; und also selbst diese  
 Unmöglichkeit hängt gar nicht von der Zeit ab. Noch  
 weniger aber, folgt daraus: 1) daß jede Ursach eher  
 seyn müsse, als die Wirkung, oder 2) daß alles  
 was dem andern vorhergeht, gescheh auch, daß dies  
 ohne Ausnahme geschehe, die Ursach des letztern sey.  
 Es könnte einige Erscheinungen geben, die keinen  
 Grund hätten, vor denen also nichts vorhergehen  
 würde, das ihre Ursach wäre. Auch ist es klar, daß  
 wir bey der Vorstellung einer Succession von Erschei-  
 nungen, deren Ordnung nothwendig bestimmt ist, so  
 daß wir sie nicht anders apprehendiren können, noch  
 gar nicht an Ursach, und Wirkung, denken. Wer  
 nennt die Strenge des Winters, die Ursach von der  
 Milde des Frühlings, oder Finsterniß die Ursache vom  
 entstehenden Licht, obgleich jene nur diesen nothwendig  
 vorhergehen? Wer sagt, daß das Herunterfallen  
 eines in die Höhe gemworfenen Körpers in seinem Auf-  
 steigen gegründet sey, obgleich jenes nothwendig auf  
 das letztere folgt?

Aus dem allem läßt sich schon vorläufig abneh-  
 men, wo der Fehler in dem Beweise stecken werde,  
 mit welchem die Kantische Vernunftkritik ihren Satz  
 vom zureichenden Grunde zu rechtfertigen glaubt.

„Alles, heißt es S. 189, was geschieht (wird  
gebet zu seyn) setzt etwas voraus, worauf es nach  
einer Regel folgt.“

„B folgt auf A nach einer Regel; sofern es  
nach A so bestimmt wird, daß es nothwendig auf  
dasselbe folgt“ (S. 194); A muß also das Daseyn  
des B unabweislich nach sich ziehen (S. 197).

„Das nun jede entstehende Erscheinung auf et-  
was folge und zwar nach einer Regel darauf folge,  
sich bis Dr. 19 zu erhärten:

1) Vor jedem Entstehen muß eine Erscheinung  
vorhergehen, worin das Entstehende nicht  
war; denn sonst würde eine leere Zeit vorher  
liegen, die dann eben so wenig, als das  
auf folgende, könnte apprehendirt werden. Also  
alles, was unfällig entsteht, folgt auf  
etwas Anderes. Dies kann man sich gefalich  
machen, und wie wollen wir, da es auf diese  
allein ankomme, den zweyten Theil des Beweises  
hören. Die Kr. will

2) beweisen, daß alles, was entsteht, auf etwas  
vorhergehendes nach einer Regel folge. Sie  
argumentirt hierüber so:

„Alle Wahrnehmung geschieht successiv.“  
„Es zeigt sich doch ein Unterschied dabei.“

Nam

Nämlich bey der Apprehension des Mannigfaltigen einzelner Erscheinungen ist die Succession der Wahrnehmungen unbestimmt, (die Wahrnehmung des Mannigfaltigen eines Hauses z. B. folgt in keiner nothwendigen Ordnung; sie kann bey dem Dache anfangen und am Boden endigen, oder umgekehrt); bey andern Erscheinungen aber, nämlich bey dem, was geschieht, ist das anders. Da ist allemal eine Regel, welche die Ordnung der aufeinander folgenden Wahrnehmungen (in der Apprehension dieser Erscheinungen) nothwendig macht. (So folgt auf eine bleierne Kugel ein Gräschen in der weichen Masse, worauf sie fällt; aber nicht umgekehrt, auf ein solches Gräschen eine bleierne Kugel.) Hier muß so die subjektive Folge der Apprehension von der objektiven Folge der Erscheinungen abgeleitet werden. Dinge nun aber vor einem entstehenden Zustande nichts vorher, worauf derselbe nach einer Regel folgte; so wäre die Succession der Wahrnehmung bloß subjektiv, wir hätten ein bloßes Spiel der Vorstellungen. Als dann aber fände gar keine Erkenntnis eines Gegenstandes statt; wir könnten nur sagen: daß eine Apprehension auf die andre folge, welches bloß etwas Subjektives wäre, und wodurch überall kein Objekt bestimmt würde.

Die unzulänglich aber dieses ganze Raisonnement sey, wird aus folgendem erhellen:

1) Gesezt, daß die ganze Schlussfolge richtig sey; so weist sie doch nur denen Erscheinungen einen Grund an, die wir bey ihrem Entstehen apprehendiren. Denn, wenn dies nicht geschieht, so könnten die Erscheinungen auch keinen Grund haben; hiedurch wird die Folge der Wahrnehmung weder mehr noch weniger subjectiv und zu einem Spiele der Vorstellungen gemacht, als sie es ist, wenn die Erscheinungen einen Grund haben. Ob also z. B. das Daseyn des Mondes, oder meiner Seele, oder meines Körpers einen Grund habe, das bleibt dahin gestellt.

2) Es ist ein ziemlich arges Sophisma, wenn so geschlossen wird: „Ginge vor dem, was anhebt zu seyn, nichts vorher, worauf es nach einer Regel-folgte; so wäre alle Folge der Wahrnehmung bloß subjectiv.“ Wenn ein Gegenstand unsere Sinnlichkeit afficirt; so wird die Folge in der Wahrnehmung nothwendig so bestimmt, wie das Mannigfaltige in der Erscheinung selbst aufeinander folgt; dies mag nun auf dasjenige, was vor ihm vorhergeht, nothwendig und nach einer Regel folgen, oder nicht. Das ist hiebey ganz und gleichgültig. Denn, wenn B auf A folgt, oder nach A unsere Sinnlichkeit afficirt, so muß die Wahr-

Wahrnehmung b nach der Wahrnehmung a, sie kann nicht vor dieser wirklich seyn. Die Succession in der Wahrnehmung ist also keinesweges ein subjectives Spiel der Vorstellungen; sondern die Ordnung darin ist durchs Object bestimmt. Diese Bestimmtheit kann nicht einmal dadurch vermehrt werden, daß B. nach einer Regel auf A folgt; denn die Nothwendigkeit der Succession ist überall nichts, was in der Wahrnehmung apprehendirt werden könnte. Hier ist die Nothwendigkeit der Succession in der Wahrnehmung verwechselt mit der nothwendigen Folge und der Abhängigkeit des Mannigfaltigen von dem, was vor ihm vorhergeht, in der Erscheinung selbst.

3) Es könnte daher sehr wohl seyn, daß der entstehende Zustand B durch einen bloßen blinden Zufall entstände und auf A folgte. Die Wahrnehmung b würde dann eben so gut auf die Wahrnehmung a folgen müssen, als wenn B von A nothwendig abhinge; und der Mangel dieser Nothwendigkeit der Folge von B auf A würde in der Wahrnehmung schlechterdings nicht bemerkt werden.

Es würde ein trüglischer Ausweg seyn, wenn man hier sagen wollte: B. könnte doch wohl nicht durch

einen blinden Zufall auf A folgen; weil ihm sonst A nicht jederzeit vorhergehen; und mithin doch keine Erkenntniß eines Gegenstandes, sondern nur ein subjektives Spiel von Vorstellungen zu Stande kommen würde. Ich antworte: Da B überhaupt zu seinem Entstehen keinen Grund bedarf; so kann es auch jederzeit durch einen bloß blinden Zufall auf A folgen, so oft nur A zur Wirklichkeit gelangt. Aus dieser stets-gleichförmigen Succession also zu schließen: B werde nothwendig durch A bestimmt, ist ein Schluß: *post hoc, ergo propter hoc!* — Ueberdem wer bürgt dafür, daß nicht B künftig etmal auf das Gegentheil von A oder auf irgend etwas andres folgen werde; so lange man nicht voraussetzt, daß überhaupt nichts ohne Grund seyn könne? Diese Voraussetzung muß die R. Kr. entweder machen, oder ihre Beweis sagt weiter nichts, als daß ein jedes Folgende ein Vorhergehendes habe.

Ich übergehe den übereilten Schluß, der noch hinzugefügt wird, daß die Wahrnehmung dessen, was geschieht, gar nicht für Erkenntniß eines Gegenstandes würde gelten können, wenn die Succession in der Folge der Wahrnehmung nicht durch die objektive Folge der Erscheinung bestimmt würde, (wonach es also gar keine Erkenntniß-gleichsender Gegenstände, bey denen doch die Ordnung in der Wahrnehmung ihres

ihres Mannigfaltigen unbestimmt ist, würde geben können). Da übrigens die Sache, welche die K. Kr. verfechten will: daß alles, was entsteht, eine Ur-sach habe, die Wahrheit auf ihrer Seite hat; so muß sich allerdings ein gültiger Beweis dafür führen lassen. Hierzu aber giebt es nur Einen Weg: Man muß die streng allgemeine und nothwendige (mithin auch transcendente). Gültigkeit des Satzes vom zureis-henden Grunde darthun.

2. Vertheidigung des Beweises von dem Satze  
des zur. Grundes in dem phil. Mag. gegen  
die Einwürfe in Hr. Kants Schrift: Ueber  
eine Entdeckung u. s. w.

Das phil. Mag. hat diesen Beweis geführt; (S. I B. II. St. Nr. II.) und obgleich H. Kant manche Einwendungen dagegen gemacht hat (s. Schrift: über eine Entdeckung, nach welcher alle neue Critik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich ge-macht werden soll), so treffen diese doch den Beweis so wenig, daß sie vielmehr die Uner-schütterlichkeit desselben noch mehr ins Licht stellen. Dies wird sich aus einer nähern Betrachtung derselben bald ergeben; die ich, um nichts zu übergehen, so anstellen werde, daß ich Hrn. Kant Schritt vor Schritt folge.

I. Hr. Kant will zuerst in seiner eben angeführten Schrift (S. 15) einen Beweis von einem gänzlichen Mißverständnisse, oder von einer künstlichen Behauptung, wodurch etwas fremdes, wovon gar nicht die Frage ist, untergeschoben werden soll, darin finden: „daß das phil. Mag. den Satz des zureichenden Grundes einmal bloß zu den formalen Principien zähle, und dann doch die Frage aufwerfe: ob derselbe transcendente Gültigkeit habe.“ Hr. Kant hat weislich das Wörtchen bloß mit eingeschoben, um in diesem Verfahren etwas Widersprechendes zu finden, und eine beleidigende Anmerkung darüber machen zu können. Das Wörtchen bloß ist ein unbesugter Zusatz und im phil. Mag. nirgends anzutreffen. Dieses hat vielmehr bewiesen: daß der Satz d. z. Gr. nothwendig und allgemein wahr sey. Folglich muß 1) der Verstand demselben jederzeit gemäß urtheilen; und in sofern ist er ein formales Princip; aber auch 2) muß jedes Ding außer der Vorstellung demselben gemäß seyn; in sofern ist er ein materielles oder transcendentes Princip, woraus sich zugleich ergibt, daß die diesem Grundsatz gemäß: Verstandeserkenntniß mit den Dingen übereinstimmen müsse, wann gleich ihre Wahrheit nicht an einer sinnlichen Anschauung erprobt werden kann. Demnach zählte das phil. Mag. den Satz d. z. Gr. mit Recht zu den formalen Principien, und bewies zugleich seine objektive und allge-

Allgemeine Gültigkeit; worin man nur etwad. Widersprechendes finden kann, wenn man dem phil. Mag. die Behauptung andichtet: der Satz vom 3. Gr. gehöre bloß zu den formalen Principien.

II. Von dem formellen Princip: jeder Satz muß einen Grund haben, wird S. 16. eingestanden, daß dasselbe aus dem Satze des Widerspruchs folge; von dem materiellen Grundsatz hingegen: jedes Ding muß einen Grund haben, wird dies geleugnet. Aber das formelle Princip setzt das materielle voraus: Daß jeder Satz einen Grund haben müsse, ist nur wahr, sofern überhaupt kein Ding ohne Grund seyn kann. Ein Satz läßt sich

1) ansehen, insofern als er ein wirkliches Urtheil in einem vorstellenden Subjekte ist. Dann muß seine Möglichkeit und seine Wirklichkeit einen Grund haben; weil er ein Ding, etwas Wirkliches ist. Könnte überhaupt ein Ding ohne Grund seyn; so könnte es auch ein Satz, sofern er ein wirkliches Urtheil ist; indem sich das Gegentheil aus dem Eigenthümlichen eines Urtheils auf keine Weise darthun läßt.

2) kann auch ein Satz im Allgemeinen betrachtet werden, und dann muß er, wenn er wahr seyn soll, einen Wahrheitsgrund haben. Denn auch seine Wahrheit ist Etwas, und kann nicht ohne Grund

Grund seyn. Könnte es aber überhaupt grundlose Dinge geben; so könnte auch die Wahrheit eines Satzes ohne Grund seyn; es würde Sätze geben, die wahr wären, und keinen Wahrheitsgrund hätten. Man setze: das Ding außer mir A existire ohne Grund; so ist der Satz: A ist wirklich, ein wahrer Satz. Woher aber soll er einen Wahrheitsgrund nehmen? Soll man die Existenz des A aus ihren Gründen, a priori, erkennen? Sie hat keine Gründe! Oder a posteriori, aus irgend einer Wahrnehmung? Diese kann auch ohne Grund seyn, und erlaubt mithin niemals auf irgend eine Existenz außer mir zu schließen.

Wenn also das formelle Princip, welches für jeden Satz einen Grund fordert, wahr seyn soll; so setzt dies die Wahrheit des materiellen: daß jedes Ding einen Grund habe, nothwendig voraus. Das erstere behaupten, und das letztere leugnen, kann beides nicht miteinander bestehen. Wenn das letztere nicht allgemein gültig wäre; so könnte die Erkenntniß dem erstern entgegen, und doch wahr; eben so demselben gemäß, und dennoch falsch seyn.

III. Die nächstfolgende Frage (17) betrifft den Ausdruck alles hat einen Grund; sie ist aber ein  
merklich

merkwürdiger Beweis, wie wenig H. Kante den Sinn des phil. Mag. verstanden habe, oder habe verstehen wollen. Das Mag. soll den Ausdruck alles getbraucht haben, um den materialen Grundsatz der Causalität mit einschleichen zu lassen; es habe sich aber wohl gehütet zu sagen: ein jedes Ding. „Wie ist? gehütet? — Alles heißt: alles Mögliche, und begreift sowohl jedes Ding, als jedes Urtheil. Das Phil. Mag. hat ja ausdrücklich behauptet, wie eben erst unter N. I. ist bewiesen worden, daß der Satz des zur. Schlußes ein formales Princip der Erkenntniß sey, weil es ein transcendentales ist, daß die Urtheile keinen Grund haben, weil alles mögliche sein Grund hat; Alles begreift jedes Ding, wie kann also jemand, der dieses behauptet, sich hinter den Ausdruck: Alles, verstecken wollen? — „weil es, wie H. K. meint, wenn er gesagt hätte: jedes Ding! zu sehr in die Augen gefallen wäre; daß es (das Princip des Grundes) nicht ein formaler, sondern materialer Grundsatz sey. „Man muß sich allerdings wundern, wie H. K. dies schreiben, und noch hinzusetzen konnte: „Das Magazin habe zwar die Absicht, die objektive Realität des Satzes vom 3. Gr. darzu thun, wolle aber diese Absicht dem Leser gern verbergen. „Ich weiß nicht, wie man seine Absicht deutlicher vor Augen legen könnte, als das phil. Mag. die Feinigkeit die es bey dem Beweise des Satzes vom 3. Gr.

Er. sich vorsetzte, dem Leser vorgelegt hat. Für diejenigen, die dies etwa nicht aus dem Zusammenhange des ganzen Vortrages einsehen könnten, steht es ja unter andern II. B. II. St. S. 161. mit trocknen Worten: daß von der transcendentalen Gültigkeit des gedachten Grundsatzes die Rede sey. Zudem, es heilet das nämliche schon aus dem geflüchtig gewählten Ausdrucks: Alles hat einen Grund. Denn, es versteht sich von selbst, daß, unter dem Alles auch ein jedes Ding mit begriffen werde. Unter der gewählten Formel sollte also nicht der materiale Grundsatz, daß jedes Ding einen Grund habe, mit einschleichung; sondern es lag einem jeden, der sehen wollte und konnte, vor Augen, daß, derselbe durch den Beweis des allgemeinen Satzes: Alles hat seinen Grund, als gleich mit bewiesen wurde.

Uebrigens nennt H. S. den vorgeblich verstickten Ausdruck eine List, und bemerkt:

IV. daß sich das Mag. selbst in diese seine List verwickelt habe (S. 18). Einmal solle die ganze Metaphysik an zwey Thürangeln hängen, an dem Satze des Widerspruchs, und dem des zureichenden Grundes; und dann solle doch wieder der letztere aus dem erstern demonstrirt werden können; woraus denn folge, daß die ganze Metaphysik nur an einer Angel, dem Satze des Widerspruchs, hänge. Diese

Diese Bemerkung betrifft eine bloße Nebensache. Es ist für die Metaphysik völlig gleichgültig, ob der Satz des 3. Gr. dem Satze des Widerspruchs als ein neues Princip beygefüget, oder ihm als etwas Abgeleitetes untergeordnet werde. Die objektive und transcendentale Gültigkeit desselben ist es, warum es in der Metaphysik zu thun ist.

Inzwischen da der Satz des zureichenden Grundes die eine Hauptklasse der Urtheile (die synthetischen) unmöglich macht, indessen er bey der andern (den analytischen), für welche der Satz des Widerspruchs allein zureicht, zu diesem Ende nicht erforderlich ist; so kann er, in dieser Hinsicht, als ein besondres Princip, neben dem Satze des Widerspruchs aufgestellt werden. So stellt ebenfalls auch die Mathematik z. B. die beiden Sätze: das Ganze ist größer als ein Theil, und: alle rechten Winkel sind einander gleich, als zwei coordinirte Axiome auf (s. Euklids 9tes und 10tes Axiom); obgleich der letztere aus dem erstern mathematisch erweislich ist. (Dies mag zugleich ein solches Beyspiel seyn, als H. K. S. 20 von der gefälligen Philosophie verlangt, und das er zu geben für unmöglich hält; nämlich ein Beyspiel aus dem Euklid, wo er einen Satz, der mathematisch erweislich ist, als Axiom aufstellt.)

V.

V. Hierauf wird nun (S. 20 u.) zu der Prüfung des Beweises selbst geschritten, den das phil. Mag. für den Satz des zureichenden Grundes gegeben hat; und darüber zuerst wieder die nämliche Erinnerung gemacht, wovon schon (Nr. III.) ist geredet worden. Zweitens wird gegen diesen Beweis eingewendet: daß es ihm an Einheit fehle. „Er besteht, heißt es S. 22, aus zwey Beweisen. Der erste ist der bekannte Baumgartensche Beweis — und dann folge noch ein anderer, der durch das Wort aber daran geknüpft ist.“ Es ist freilich wahr: das Mag. fängt seinen Beweis mit dem nämlichen Satze an, womit Baumgarten den seinigen anfangt, „Alles, sagen beide, hat entweder einen Grund oder nicht. Im letztern Falle wäre Etwas möglich, dessen Grund Nichts wäre.“ Das ist es, was beide gemein haben. Nun geht Baumgarten weiter und sucht die Unmöglichkeit des letztern Falles dadurch darzutun, daß nach demselben ein Nichts müßte vorstellbar seyn; das phil. Mag. aber leistet dies dadurch, daß es zeigt: in dem angenommenen Falle würde Etwas mit seinem Gegentheile zugleich seyn können. Was macht nun aber den Beweis bey beiden aus? Das, was sie gemein haben, oder das, worin sie von einander abweichen? Offenbar das Letztere! Sie haben nichts mit einander gemein, als die Anzeige des Falles, der entsteht, wenn man den zu beweisenden Satz

des

des 3. Grundes leugnet; des Falles nämlich, daß Etwas seyn könnte, dessen Grund Nichts wäre. Hierauf folgt nun bei beiden allererst der Beweis, der apagogisch ist, und dadurch geführt wird, daß man zeigt: der Fall sey widersprechend. Dies versucht Baumgarten auf seine eigne, und das ph. Mag. auf eine ganz andre Art. Beide Beweise haben also nicht einmal etwas untereinander gemein; geschweige dann, daß der erste ganz und gar ein Glied des letztern seyn sollte. — Man könnte das, womit Hr. K. den Satz des 3. Gr. beweisen will, ebenfalls so ansehen, wie den Baumgartenschen Beweis: Alles (in der Erscheinung) hat entweder einen Grund (etwas, worauf es nothwendig folgt) oder nicht. Im letztern Falle u. s. w. Wer würde aber deshalb sagen, daß der Baumgartensche Beweis ein Glied von dem Kantischen sey, weil der letztere (so wie der im phil. M.) mit dem erstern einige Worte gemein hat!

Hrn. Kants dritter Einwurf ist: daß der Vernunftschluß, den der Beweis enthält, auf vier Füßen gehen solle. Er stellt denselben so vor (S. 23.):

„Ein Wind, der sich ohne Grund nach Osten bewegt, konnte sich (statt dessen) eben so gut nach Westen bewegen;

Nun bewegt sich (wie der Gegner des Satzes des 3. S. vorgiebt) der Wind ohne Grund nach Osten;

Philos. Mag. 3. Bd. 2. St.      N      Folg.

Folglich kann er sich zugleich nach Osten und Westen bewegen. Welches sich widerspricht. „

Hr. Kant meint, daß er mit völligem Fug und Recht im Obersatz die Worte: statt dessen, einschaltete; „denn, sagt er, ohne diese Einschränkung kann niemand den Obersatz zugeben. Wenn jemand eine gewisse Summe auf einen Glückswurf setzt und gewinnt; so kann der, welcher ihm das Spiel abrathen will, gar wohl sagen: er hätte eberr so gut einen Fehler werfen können; aber nur anstatt des Treffers, nicht Fehler und Treffer in demselben Wurfe zugleich. „

Zuvörderst ist hier wohl zu merken, daß Hr. K. den ganzen Beweis in ein schiefes Licht stellt, wenn er die Leser will glauben machen, als wenn derselbe von dem Obersatz, den er ihm giebt, ausginge. Dieser Obersatz ist selbst ein aus den vorhergehenden Prämissen allererst gefolgterter Satz; und muß so heißen: Ein Wind, der sich ohne Grund nach Osten bewegt, kann sich zugleich nach Westen bewegen; wofür sich H. K., um eine Ausflucht zu haben, statt dessen unterzuschoben erlaubt. Wollte er den Satz für uns zulässig erklären; so mußte er beweisen, daß derselbe aus seinen Prämissen unrichtig gefolgert sey. Statt dessen aber führt er das angezogne, und noch ein ähnliches Beyspiel an, die er doch hoffentlich nicht für

für Beweise will gehalten wissen; zumal da sie das zu erweisende (daß nämlich der gedachte Satz falsch sey) voraussetzen, wenn sie überhaupt, als scheinbare Widerlegung, einen Sinn haben sollen. Freilich würde man denjenigen mit Recht verlachen, der jemanden das Spiel aus dem Grunde abrathen wollte: es könne Fehler und Treffer auf einen Wurf zugleich geworfen werden. Aber eben deswegen muß auch die Bedingung wegfallen, unter welcher dieser Thor doch die Wahrheit reden würde, und die statt fände, wenn das Glück, das den Wurf des Spielers begleitete, gar keinen Grund gehabt hätte.

Wenn eine Portion Luft, sagt das N., sich ohne Grund nach Osten bewegen könnte; so würde dieselbe Portion Luft sich eben so gut gegen Westen bewegen können. Beide entgegengesetzte Bewegungen können, der Voraussetzung zufolge, ohne Grund seyn. Nun aber sind sie, wie von selbst erhellet, innerlich gleich möglich, aber auch äußerlich; denn sie sollen ja schlechterdings von keiner äußerlichen Bedingung abhängen. Demnach ist ihre Möglichkeit auch durchaus nicht auf bestimmte Zeitpunkte eingeschränkt; und sie sind mithin auch zugleich möglich.

Hr. Kant hat also diesmal zu viel gesehen, wenn er geglaubt hat, in dem getadelten Vernunftschlusse

schlusse vier Hauptbegriffe zu entdecken. Im Obersatze muß so gut wie im Schlusssatze zugleich, nicht: statt dessen, stehen; welches Hr. K. in den erstern einzuschieben für gut befunden hat.

Zuletzt endlich bringt H. K. noch folgenden Einwurf vor: „Der Satz (des 3. Gr.), sagt er S. 23 2c., in der unbeschränkten Allgemeinheit, wie er da steht, ist offenbar falsch. Denn nach demselben würde es schlechterdings nichts Unbedingtes geben.“ Beiläufig wird es für einen Widerspruch erklärt: daß das Urwesen den Grund seines Daseyns in sich selbst haben solle. Der Grund des Daseyns eines Dinges müsse von dem Dinge selber verschieden seyn; wenn man bloß das Ding selber als Grund seines Daseyns anzunehmen erlaube; so heiße das eben so viel, als: das Ding habe keinen realen Grund.

Ich frage zuerst: Woher H. K. die dreiste Behauptung nehme, daß der allgemeine Satz des 3. Gr. offenbar falsch sey, weil es nach demselben nichts Unbedingtes geben würde? Woher ist es ihm denn so einleuchtend, daß es etwas Unbedingtes gebe; ihm, dem das Unbedingte eine leere Idee der sich täuschenden Vernunft bedeutet?

Zweitens vermeint H. Kant den Satz: daß ein Wesen den Grund seines Daseyns in sich selbst  
ents

enthalten könne, (daß also alles einen Grund haben, und doch ein unbedingtes Wesen vorhanden seyn könne,) dadurch zu widerlegen, daß er behauptet: der Grund des Daseyns eines Dinges müsse von diesem Dinge selbst verschieden seyn. Was heißt das aber? Soll es heißen: der Grund der Wirklichkeit eines Dinges müsse eine von dem letztern verschiedene Substanz seyn? dann ist es weiter nichts, als eine Behauptung, die das als widerlegt voraussetzt, was erst widerlegt werden soll. Es sollte ja eben erst gezeigt werden, daß kein Ding den Grund seines Daseyns in sich selbst haben könne, daß dieser also jederzeit in einer andern Substanz angetroffen werden müsse. Soll die Behauptung aber nur so viel sagen: der Grund von dem Daseyn eines Dinges müsse von diesem Dinge, sofern es wirklich ist, oder von seiner Wirklichkeit selbst verschieden seyn; so ist das allerdings richtig, aber dann auch bey dem unbedingten Urwesen der Fall; denn der Grund seiner Wirklichkeit liegt in seiner Möglichkeit, also in etwas von der erstern Verschiednem. Man kann also gar wohl den Satz des zureichenden Grundes in seiner unbegrenzten Allgemeinheit gelten lassen, und daneben ohne Widerspruch ein Wesen annehmen, das den Grund seines Daseyns in sich selbst hat; das also dem Satze des zur. Gr. nicht entgegen, und doch unabhängig und unbedingt ist.

Um überhaupt bey der Frage: ob es etwas Unbedingtes gebe, oder nicht? sich nicht in Mißverständnisse zu verwickeln; muß man wohl Achtung geben, ob von allgemeinen Wahrheiten, oder ob von dem Einzelnen die Rede sey. Daß unter den erstern etwas Unbedingtes angetroffen werden müsse, und daß dieses seinen Grund müsse in sich selbst haben, ist klar; und Hr. K. hat nichts dagegen (S. 24). Wenn aber die Frage ist von der Reihe des Einzelnen und seiner Gründe; so ist diese, sofern sie bloß in der Möglichkeit betrachtet wird, unendlich, an ihr also nichts Unbedingtes anzutreffen; indem jeder Grund wieder abhängig seyn kann. Wenn die Reihe wirklich und zugleich endlich ist, so können ihre Grenzen nur von einem Willen abhängen.

### Nachschrift des Herausgebers.

Ich halte die Einwürfe, welche H. Kant meinem Beweise von dem Sate des zur. Grundes in seiner Streitschrift entgegengesetzt hat, in vorstehender Abhandlung für völlig beantwortet. Alles, was ich noch hinzu zu fügen habe, wird bloß in einer kurzen Bestätigung und etwas weitem Ausführung einiget darin vorgetragenen Gründe bestehen.

I. Es ist in der vorstehenden Abhandlung selbst schon bemerkt worden, daß H. Kant mir ganz eigenmächtig das Wörtchen bloß unterschiebt, und mich sagen läßt, der Satz des zur. Grundes gehöre zu den bloß formalen Principien der Erkenntniß, um mich dadurch in einen Widerspruch mit mir selbst zu setzen, wenn ich diesen Satz als ein transcendentes Princip (nach seiner Terminologie) beweisen will. — Er ist es seinem Charakter schuldig, über diesen Punkt sich nicht durch bloßes Stillschweigen aus der Sache zu ziehen. Zeigt er es mir: so bin ich geschlagen, überwunden, beschämt. Zeigt er es nicht — Doch er muß es zeigen, und ich ersuche alle seine und meine Recensenten, ihn dazu aufzufordern.

Freilich kann er es nicht in irgend einem Aufsatze von mir auffinden: so ist die Sache ganz anders. Dann ist es nicht ungereimt zu fragen, ob der Satz des zur. Grundes, den man wenigstens als formales Princip der Erkenntniß nicht geleugnet hat, auch die transcendente Gültigkeit habe, die ihm der krit. Idealismus abspricht. Denn er kann doch ein formales und transcendentes Princip zugleich seyn: ja nach meiner ausdrücklichen Behauptung ist er nur darum ein formales, weil er ein transcendentes ist. Das drucke ich B. I. N. 3. S. 255. so aus:

„Die ersten Grundsätze müssen also eben darum,  
 „auch eine objektive Nothwendigkeit haben,  
 „weil man ihnen eine subjektive nicht absprechen  
 „kann; ja sie haben nur darum eine subjektive,  
 „weil sie eine objektive haben. Denn das Ges  
 „etz der Vernunft ist nichts anders, als ein bes  
 „sonderes Gesetz, das unter dem allgemeinsten  
 „Gesetz des zur. Grundes enthalten ist; es ist  
 „dieses allgemeine Gesetz angewendet auf die  
 „Folge deutlicher Vorstellungen.“

§. 256. „Hier ist die erste augenschein  
 „lichste objektive Gültigkeit der ersten Gründe  
 „und Gesetze der Erkenntniß sichtbar. Die  
 „Vorstellungen, nicht bloß sofern sie Vorstellun  
 „gen, sondern sofern sie Objekte sind, müssen  
 „ihnen gemäß seyn.“

Ich bin also so weit entfernt, den Satz des  
 zur. Grundes für ein bloßes formales Princip zu  
 halten, daß ich vielmehr bewiesen habe, er könne  
 ganz und gar kein allgemeinwahres, auch nicht for  
 males Princip der Erkenntniß seyn, wofern er nicht  
 ein transcendentes ist. Seine allgemeine Wahr  
 heit als formales Princip der Erkenntniß folgt erst  
 aus seiner Wahrheit als allgemeines transcendentes.  
 Das mag we:der Hand genug seyn, um zu zeigen,  
 daß ich nicht gesagt habe, und nicht habe sagen könn  
 en,

nen, der Satz des zur. Grundes sey ein bloß formales Princip der Erkenntniß. Auf die Sache selbst werden wir in der Folge wieder zurückkommen, und ich hoffe völlig befriedigend zu beweisen, daß der kritische Idealismus in seiner Theorie über den Ursprung und die Allgemeinheit der Erkenntniß auf einer beständigen petitio principii beruhe; wenn er den Satz des zur. Grundes nicht als ein transcendentes Principium annimmt.

2. Eben so ist in der vorstehenden Abhandlung unter N. III. hinreichend bewiesen worden, wie ganz aus der Luft der Vorwurf gegriffen sey, ich habe den Ausdruck Alles gebraucht, „um den materiellen Grundsatz der Causalität mit einschleichen zu lassen; ich habe mich aber wohl gehütet zu sagen: ein jedes Ding.“ Begreift nicht Alles ein jedes Ding? Wie kann das jemand in der Welt zweifelhaft seyn, den nicht sein Interesse nöthigt, bey den sonnenklarsten Wahrheiten Zweifel zu dichten? Da ich (S. 244.) 1) ganz ausdrücklich sage: „Wir gehen von dem Satze aus: alles Mögliche hat seinen zur. Grund.“ Ich weiß nicht, wie ich mich deutlicher ausdrücken soll, wenn das nicht deutlich genug ist, was ich in dem Phil. Mag. B. II. St. 4. S. 469. §. 17. sage: „Das allgemeinste Merkmal aller Dinge ist ihre Möglichkeit. Was aus dem

„Begriffe dieses Merkmals folgt, muß also von je-  
 dem einzelnen Dinge gelten, und wenn drauß  
 folgt, daß alle Dinge einen Grund haben müssen:  
 so muß ich diese Wahrheit auf jedes Ding anwen-  
 den können, es muß einen Grund haben.“ Nun  
 hier sind alle Ausdrücke beisammen; ich sage: Alles  
 Mögliche, ich sage: Alle Dinge, ich sage: jedes  
 Ding.

2) Was aber endlich, wenn alles übrige ver-  
 geblich gewesen wäre, H. R. hätte verbieten sollen,  
 sich einen solchen Vorwurf gegen mich zu erlauben, ist  
 der ganze Gang der Demonstration, der augenschein-  
 lich zu der transcendentalen Gültigkeit führt. Ich  
 gehe mit ihm von der unter uns gemeinschaftlichen  
 Wahrheit aus: daß der Satz des Widerspruches ein  
 transcendentales Principium sey; ich beweise daraus  
 den Satz des zur. Grundes, konnte ich den also als  
 ein bloßes formales Principium bewiesen haben, konn-  
 te ich seine transcendentale Gültigkeit haben erschlei-  
 chen wollen, da ich sie ausdrücklich auf die transcen-  
 dentale Gültigkeit des Satzes baue, „aus dem ich  
 ihn beweise?“

Habe ich sie aber wirklich daraus bewiesen? —  
 Ja! das ist eine andere Frage. Entweder mein Be-  
 weis ist bündig, und dann ist der bewiesene Satz ein  
 trans-

transcendentales Principium, und ich brauchte ihn als einen solchen nicht zu erschleichen; oder er war nicht bündig; dann konnte sich H. K. begnügen, das Fehlerhafte darin zu zeigen. Wenn er sich nun nicht damit begnügte; sollte etwa der Vorwurf die Zahl der Klagepunkte gegen mich vermehren? — Heißt das nicht Staub in die Augen streuen? Was ist ein armseliger Behelf, wenn der es nicht ist?

3. Von nicht besserem Gehalte ist der Vorwurf (S. 18. 19.) daß, „ich bald, wie sich Hr. K. ausdrückt, „die Metaphysik an zwey, bald an einen „Thürangel hänge.“ Ich habe zu dem, was in der vorstehenden Abhandlung darüber gesagt ist, gleichfalls nur wenig hinzu zu setzen. — Worum hänge ich die Metaphysik nur an Einem Thürangel? — Weil ich den Satz des zur. Grundes aus dem Satze des Widerspruches beweise? Ich halte ihn also doch für ein apodiktischgewisses Principium? — Ja! aber nicht für ein indemonstrables. Wenn ich ihn dafür hätte: so hätten wir zwey Grundsätze der Metaphysik; die Metaphysik hänge an zwey Angeln; bewiese ich ihn aus dem Satze des Widerspruches: so nähme ich nur ein indemonstrables Principium an, und sie hinge nur an Einem. Nun, das ist die ganze Sache, Leibnitz nahm den Satz des zur. Grundes als einen Grundsatz, und also ohne Beweis an; ich konnte also

also mit ihm sagen: es giebt zwey metaphysische Grundsätze. Wenn ich ihn nun beweise: so giebt es freylich nur Einen; aber dadurch ist der andere nicht falsch, er ist nur aus einem Axiom ein Theorem geworden. Roberval bewies, wie an einem andern Orte ist bemerkt worden, das dritte Axiom des Euklides aus dem vierten, nur hing die Euklidische Geometrie, die bisher an vierzehn Axiomen gehangen hatte, nur an dreizehn. Hörte dadurch die Geometrie des Euklides auf, eine demonstrirte Wissenschaft zu seyn? war der nunmehr bewiesene Satz von nun an kein wahrer Satz mehr? Er war aus einem Axiom ein Theorem geworden, dadurch hatte er nicht aufgehört wahr und gewiß zu seyn. Ob der Satz des zur Grundes wahr und gewiß ist; das ist die Frage; nicht ob ihn Leibnitz für ein Axiom annimmt und andere ihn als ein Theorem beweisen.

Wer wird über solche Armseligkeiten Streit erregen, wenn er etwas besseres zu sagen hat? — Sollte H. L. das nicht wissen, oder will er es nicht wissen, um die Zahl der Klagepunkte zu vermehren?

Nach hier bin ich mit List umgegangen, daß ich, nach Leibnitz, zwey Principien der Metaphysik annehme. Nun wo hier die List steckt, davon wünschte ich bekehrt zu werden. Hat denn Leibnitz nicht

nicht die zwey Principien angenommen? Hr. Kant scheint das in der Parenthese: — „nemlich nach der „Art, wie er ihn auslegt,“ — zu vermetten. Nun so lese H. Kant die Theodicee Th. I. S. 44. und die Princ. Phil. S. 31. 32. nach. Durch solche Winke spricht H. Kant; das ist freylich keine List.

4. Der wichtigste Einwurf gegen den Beweis des Sazes vom zur. Grunde ist, daß er einen Schluß mit vier Hauptbegriffen enthalte. Es soll nämlich in dem Obersatze heißen: Wenn von zwey entgegengesetzten Dingen Eines ohne zur. Grund wäre: so könnte auch (statt dessen) das Andere ohne zur. Grund seyn. Nun ist das Eine (nach der Voraussetzung des Gegner des Sazes vom zur. Grunde) ohne Grund, also können zwey entgegengesetzte Dinge zugleich seyn.

Es ist augenscheinlich, daß H. K. in dem Consequens des Obersazes den Zusatz: statt dessen ganz willkührlich hinzugesügt hat; denn durch das Antecedens wird er nicht bestimmt. Wenn Alles ohne zur. Grund seyn kann, so kann es von zwey entgegengesetzten Dingen so gut das Eine als das Andere, und zwar nicht statt des Andern, sondern zugleich mit ihm. Wenn ich gesagt hätte: das Eine von zwey entgegengesetzten Dingen kann statt des Andern seyn: so hätte ich nichts gesagt. Denn freylich kann das Eine statt des Andern seyn, die Luft kann sich, statt nach Osten, nach Westen bewegen, die Schale einer Waage,

Wage, statt zu sinken, nicht sinken; allein das kann auch seyn, wenn der Satz des zur. Grundes wahr ist; die Schale wird, statt im Gleichgewicht zu bleiben, sinken, wenn nämlich ihr Gewicht vermehrt wird, und also ein zur. Grund da ist. Wenn also das Consequens nur aus dem Antecedens folgen soll, wenn es nicht auch wahr seyn soll, im Falle auch das Gegenteil von dem Antecedens wahr wäre: so muß es heißen: das Eine von zwey entgegengesetzten Dingen kann mit dem Andern zugleich seyn. Denn es ist unleugbar, wenn auch der Satz des zur. Grundes wahr ist: so kann auch das Eine von zwey entgegengesetzten Dingen statt des Andern seyn, sobald nämlich ein zur. Grund dazu vorhanden ist. Eben darum also, weil aus der Voraussetzung: daß etwas ohne zur. Grund seyn könne, etwas widersprechendes folgt, muß die Voraussetzung falsch und ihr Gegenteil wahr seyn. Eben darum, weil es ungereimt wäre; daß einer zugleich einen Fehler und einen Trefffer hätte werfen können, daß aus einem Stücke Holz zugleich ein Gott und eine Bank hätte werden können, wenn der Satz des zur. Grundes falsch wäre, eben darum muß er wahr seyn; es muß etwas seyn, warum statt des Trefffers ein Fehler gefallen, und aus dem Holze, statt der Bank, ein Gott geworden ist.

Das ist ja gerade den Regeln der bedingten Vernunftschlüsse *modi tollentis* gemäß, daß man  
von

von der Ungereimtheit des Letztern (consequens) auf die Ungereimtheit des Erstern (antecedens) schließt. Denkt H. Kant an diese Regeln nicht? Es scheint so. Denn er sagt, ohne seine Einschaltung des Statt dessen könne keiner das Letztere (consequens) zugeben. Es soll auch keiner zugeben; es soll ungereimt seyn; denn alsdann muß das Erstere (antecedens) auch ungereimt seyn. Es soll ungereimt seyn, daß eine Portion Luft sich zugleich nach Osten und Westen bewege, dann wird auch das ungereimt seyn, daß eins von beyden ohne zur Grund erfolgen könne. Das erfordern ja die Gesetze der bedingten Vernunftschlüsse modi tollentis. H. Kant will, das Letztere soll nicht ungereimt seyn. Ich will es; denn sonst hätte ich nichts gesagt.

Es ist eine bloße Nebensache — aber es gehört zu H. Kants Disputirmethode, sich bey Nebensachen aufzuhalten — wenn er mich (S. 20.) auffordert: „Ein Beyspiel aus dem Euklid anzuführen, wo er „einen Satz, der mathematisch erweislich wäre, „als Axiom aufstelle.“ — Nun ein solches Beyspiel ist in der vorstehenden Abhandlung an dem 9ten und 10ten Axiom (S. 187.) angeführt; so wie schon ein anderes an dem dritten und vierten Axiom angeführt war. (S. Phil. Mag. B. II. S. 155.) In dieser Stelle des phil. Mag. sind mehrere genannt, welche Sätze bewiesen, die bey dem Euklides Axiome sind.

sind. Ja! es ist ein Satz angeführt worden, der bey dem Euklides (I. 20.) ein Theorem und bey dem Archimedes ein Grundsatz ist. Was also H. Kant verlangte, war längst geleistet worden, ehe er seine Aufforderung an mich hatte ergehen lassen. So siehe es mit Behauptungen aus, die Hr. Kant mit der größten Zuversicht niederschreibt.

Je mehr ich auf die Gründe, die Hr. Kant dem Satze des zur. Grundes als einem transcendenten Princip und meinem Beweise desselben entgegensezt, zurücksehe, desto mehr leuchtet es mir ein, daß seine Erklärung, sich auf keinen Streit über seine Vernunftkritik einzulassen, sehr gut berechnet war. Denn gewiß, wenn er ihr mit keinen bessern Waffen zu Hülfe kommen kann, als die sind, womit er den Beweis von dem Satze des zur. Grundes angefochten hat, so war es allerdings besser gethan, sie ihrem Schicksal zu überlassen. Als ich die erste Nachricht von seiner Streitschrift erhielt, erwartete ich etwas gründlicheres und seines Ruhmes würdigeres darin zu finden; ich nahm sie mit aller möglichen Lehrbegierde in die Hand, allein meine Ueberraschung über die Unanständigkeit seiner Disputirmethode konnte kaum der Ueberraschung über die Schwäche der Gründe gleichen, die er darin dem Realismus entgegensezt.

## IV.

## Berichtigungen

einer Stelle in dem phil. Mag. B. I. St. 2. S. 159. mit Beziehung auf H. Prof. Kants Schrift über eine Entdeck. nach der alle neue Krit. der r. Vern. durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll. S. 12. u. ff.

Diese Stelle bedarf eine doppelte Berichtigung, eine litterarische und eine wissenschaftliche. Ich hatte die unter dem Texte befindliche Bemerkung aus der Admonition vor des Apollonius Conicis dem Joy Alph. Borelli beygelegt, da sie doch dem Jesuiten Cladius Richardus zugehört. Das war so zugestiegen. Ich bediene mich der Ausgabe des Apollonius vom Richardus vom Jahre 1655. in Fol. Sie enthält natürlicher Weise nur die vier ersten Bücher, weil damals nicht mehr bekannt waren. Die drey folgenden, das fünfte, sechste und siebente Buch, welche Borelli im Jahr 1661. nach des Maroniten Abraham Echellensis lateinischer Uebersetzung aus dem Arabischen zu Florenz herausgegeben hat, sind in völlig gleichem Formate gedruckt, und können leicht

Philos. Mag. 3. Bd. 2. St. D für

für den zweyten Band von den vier ersten gehalten werden. Ich sahe nur das Titelblatt dieses zweyten Bandes an, und ward dadurch verleitet, die Admonition, welche vor dem ersten steht, dem Borelli zuzuschreiben.

Der Herausgeber von Borellis vortrefflichem Werke de Motu Animalium, Romæ 1680. 4. 2. B., der Diaristengeneral Carolus Jo. a Jesu ist zwar in der Vorrede zu demselben: *Conica et elucubratus Apollonii Elementa et Archimedis opera* 1679 caeteris addidit; und man könnte aus dieser Nachricht schließen, daß Borelli kurz vor seinem Tode den ganzen Apollonius und Archimedes herausgegeben habe. Allein von dieser Ausgabe findet sich beyrn Sämberger unter beiden Titeln nichts, der doch die Ausgabe der Assinatorum hinter den neuen Büchern des Apollonius anführt. Den Aufsichtuß zu diesem Nachsel giebt Angelus Sabroni in seinen *Vitis Italorum doctrina excellentium* Vol. IV. wo er S. 417. unter den Werken des Borelli auch folgendes anführt:

*Elementa conica Apollonii Pergaei et Archimedis Opera, novâ et breviori methodo demonstrata a Josepho \*) Alphonso Borelli.*  
Romæ 1679. 12.

Dieses;

\*) Es ist sonderbar, daß hier Borelli Joseph genannt wird.

Dieses Werkchen ist also in dem Todesjahre seines Verfassers herausgekommien, und Borelli scheint es für die Piaristen in dem St. Pantaleonskloster zu Rom, deren Lehrer er war, nachdem er aus Messina verwiesen, und die Königin Christine von Schweden ihn nicht mehr besolden konnte, geschrieben zu haben. Es ist ein bloßes Compendium und konnte daher unter die Ausgaben der beiden großen Mathematiker nicht gerechnet werden.

Ich hoffe, daß diese Berichtigungen einigen Liebhabern der Literatur nicht unangenehm seyn werden. Ich hätte sie mir um H. Kants und meines Senaischen Recensenten willen ersparen können; denn keiner von beiden hat von ihrer Nothwendigkeit das geringste geahndet, so willkommen ihnen ein solcher Belag von meiner Unkunde auf diesem Felde würde gewesen seyn.

Die wissenschaftliche Berichtigung dieser Stelle betrifft die Anwendung der aus Richardi Admonition

O 2

ans

wird, da Carolus a Jesu und Sabroni ihn sonst Johann nennen. Auf den Titeln der Bücher, die mir von ihm zu Gesichte gekommen, wird dieser Name durch die Abbraviatur Jo. ausgedruckt, welche gienfalls auf beide deuten kann. Die Elementa conica habe ich nie gesehen.

angeführten Worte auf meine Lage in Ansehung des Interesses, welches die Wahrheit oder Falschheit des kritischen Idealismus für mich haben kann. Ich erkläre, daß der kritische Idealismus, gesetzt daß er unvorderleglich gewiß seyn sollte, mir doch immer noch ein hinlänglich weites Feld der Untersuchung übrig lassen würde. Denn wenn ich auch die Untersuchung der Wirklichkeit der Gegenstände der rationalen Kosmologie und Theologie einstweilen ausgeleert seyn ließe: so könnte ich mich doch mit diesen Gegenständen vor der Hand als bloßen Ideen der Vernunft beschäftigen. Der Gang meiner Gedanken ist dieser: Der kritische Idealismus leugnet, daß wir von der Wirklichkeit eines unsinnlichen Gegenstandes gewiß seyn können, er behauptet, ein solcher Gegenstand sey, wenn er möglich ist, eine bloße Idee der Vernunft. — Ich sage, daß sich von einem solchen Gegenstande, von einer intelligiblen Welt, von einem allerrealsten Wesen, — als bloßer Idee der reinen Vernunft betrachtet, verschiedenes denken lasse, indes man die Untersuchung seiner Wirklichkeit noch aussetzt. Ich füge aber hinzu, daß ich den Beweis dieser Wirklichkeit dadurch vorbereiten will, daß ich die transscendentale Gültigkeit des Satzes vom zureichenden Grunde beweise.

Bis dahin nehme ich die Möglichkeit des allerrealsten Wesens, welche der krit. Ideal. zugiebt, an, ich

ich nehme mit demselben an, daß zu der realen Wirklichkeit eines Gegenstandes seine Darstellbarkeit oder die Möglichkeit ihn sinnlich vorzustellen gehöre. Ich vergleiche das mit der Theorie der Parabel, von der man verschiedenes denken kann, wenn man bloß von der Möglichkeit der Gleichheit des Productes des Parameters in die Abscisse mit dem Quadrate der Semiorдинaten gewiß ist; noch ehe man sie durch einen Kegelschnitt oder anderweitig darstellen kann. — Ich habe, wie man aus allen meinen Untersuchungen über den kritischen Idealismus sieht, an dem getadelten Orte den Beweis von der Wirklichkeit der unsinnlichen Gegenstände der rationalen Kosmologie und Theologie bloß aufgesetzt, nicht aufgegeben. Ob ich da, wo ich ihn versucht habe, Stricke aus Sand drehe, das ist eben die Frage. Es ist aber das die Manier meines Gegners das als ausgemacht vorauszusetzen, worüber eben gestritten wird. — So weit ist die Parallele völlig passend. Sie wird noch einleuchtender durch die Vertuschung desjenigen, was ich in der Anwendung der Stelle aus des Richardi Admonition zu den vier ersten Büchern von des Apollonius Conicis nicht genau genug ausgedrückt habe. In dieser Stelle ist nicht die Rede von der Möglichkeit und Darstellbarkeit der Parabel selbst, sondern von der Application gerader Linien als Ordinaten auf den Durchmesser oder denen Linien, die der Axe parallel gezogen werden,

den, deren Möglichkeit Apollonius aus der Definition angenommen, ob er gleich nirgend gezeigt, wie sie applicirt oder dargestellt werden müssen. Man kann also etwas von einem Gegenstande geltendes denken, ohne ihn in der Wirklichkeit darstellen zu können, indem man den Beweis dieser Wirklichkeit und Darstellbarkeit noch ausgesetzt seyn läßt. Die unsinnlichen Gegenstände der Cosmologie und Theologie können nun zwar nicht dargestellt werden; durch den Beweis von der transcendentalen Gültigkeit des Satzes vom Grunde habe ich aber gezeigt, daß der Beweis ihrer Wirklichkeit doch möglich sey, ob sie gleich nicht dargestellt werden können. Dieses habe ich nicht genau und vollständig genug ausgedrückt, und das hätte Hr. Kant bemerken müssen, wenn er zeigen wollte, daß er das, worüber er mich tadelt, besser verstehe.

Es ist daher auch, selbst nach H. Kants Urtheile, bloß der Eleganz der Geometrie gemäß, nach dem Beispiele der alten Geometer, die Parabel zuvor als im Schnitte des Kegels gegeben herauszubringen, als sie bloß durch die analytische Formel willkürlich zu denken. (S. 14.) Es schadet folglich auch der Gewisheit alles dessen, was man von der Parabel oder irgend einer andern krummen Linie bewiesen hat, im geringsten nicht, daß es analytisch bewiesen, und nicht durch synthetische Beweise in einer Anschauung  
des

des äußeren Sinnes dargestellt ist. Das muß S. A selbst gestehen, da nach seiner Theorie die symbolische Construction eben so wohl zur apodiktischen Gewisheit hinreicht, als die ostensive.

Nun wüßte der kritische Idealismus die Möglichkeit des allerrealsten Wesens nicht, er behauptet sie vielmehr. Dieses allerrealste Wesen ist ihm aber nur ein Ideal der Vernunft, dessen Wirklichkeit durch die theoretische Vernunft nicht erkannt werden kann, weil es nicht sinnlich dargestellt werden kann. Diese Möglichkeit nehme ich mit ihm an, und ich behauptet, daß von diesem unmöglichen Wesen, von diesem Ideal der Vernunft etwas könne gedacht werden, wofür ich mich von der Hand begnügen lasse. Bis ich die Frage, ob es wirklich sey, und ob zu seiner Wirklichkeit sinnliche Darstellbarkeit erforderlich sey, werde untersucht haben. So wie ich von der Parabel die Möglichkeit ihrer in einer mathematischen Formel ausgedruckten Definition annehme, aus welcher ich verschiedene Eigenschaften derselben herleite, die ich mit von derselben denke; ohne sie durch einen Regelschnitt sinnlich darstellen zu können.

## Eigentlicher Streitpunkt zwischen dem Leibnizischen Dogmatismus und dem kritischen Idealismus.

Aus der Beantwortung der Frage in der Nummer II. erhellet schon, daß die Leibnizisch-Wolffsche Philosophie, weit entfernt, die Erscheinungen für etwas absolutes außer dem vorstellenden Subjekte zu halten, oder die Dinge an sich sinnlich vorstellen zu wollen, vielmehr die erste gewesen ist, welche erweisen hat, daß alle durch die Sinne vorgestellten Dinge Erscheinungen sind, denen Dingen an sich zum Grunde liegen, von denen aber nur die im 4. St. des 2. B. S. 434. angeführten Prädikate durch den Verstand können gedacht werden. Der kritische Idealismus enthält zwei Hauptsätze:

- 1) I) Alles, was wir uns durch die Sinne vorstellen, sind Erscheinungen;
- 2) Die Erscheinungen haben keine Realgründe außer dem vorstellenden Subjekte, die die Vernunft schließen und von denen der Verstand einige Bestimmungen denken kann.

Den

Den erstern von diesen beiden Sätzen verdammt der kritische Idealismus der Leibniz- Wolffischen Philosophie. Nur der letztere ist ihm eigenthümlich; nur diesem letztern habe ich also den Leibnizischen Realismus entgegengesetzt. Dieser Realismus behauptet ausdrücklich, daß wir von den Realgründen unserer Vorstellungen zwar keine anschauende Erkenntnis haben, daß wir uns aber einige ihrer allgemeinen Bestimmungen in übersinnlichen Merkmalen durch den Verstand denken können.

Ich kann also nicht gegen den kritischen Idealismus leugnen, daß die durch die Sinne vorgestellten Dinge Erscheinungen sind, welchen Dinge an sich zum Grunde liegen; denn in diesem Stücke kommt er mit der Leibniz- Wolffischen Philosophie überein. Gleichwol thut H. Kant überall, als wenn ich auch über diesen Satz von dem krit. Idealismus abweiche, und nur von Zeit zu Zeit durch die Kraft der Wahrheit genöthigt werde, darin mit seiner Vernunftkritik übereinzustimmen. So heißt es: (S. 55. 56.) „Nun ist ja das eben die beständige Behauptung der Kritik, (daß wir auf die Dinge an sich kommen)“. Ferner: Ich hatte gesagt: (S. 258. Nr. 3. und 4. des phil. Mag.) „Raum und Zeit haben außer den subjektiven auch objektive Gründe, und diese objektiven Gründe sind keine Erscheinungen, sondern wahre

erkennbare Dinge; S. 299. (des Magaz.) ihre  
 Besten Gründe sind Dinge an sich. Hier setzt  
 H. Kant hinzu: „welches alles die Critik buchstäblich  
 „und wiederholentlich gleichfalls behauptet. Wie ging  
 es denn zu, daß H. E., der sonst scharf genug  
 „seinem Vortheil sich, für diesmal ihm zum Nach-  
 theil nicht sah? Ueber diese Stelle bemerkte ich:

1) wenn das wirklich in der Crit. der r. V. und zwar  
 buchstäblich und wiederholentlich behauptet wird,  
 Raum und Zeit haben außer den Subjekten  
 auch objektive Gründe, und diese objektive  
 Gründe sind keine Erscheinungen, sondern  
 wahre erkennbare Dinge —

wenn das wirklich in der Crit. der r. V. buchstäblich  
 und wiederholentlich behauptet wird,  
 so hat aller Streit zwischen der Leibnizischen  
 und Kantischen Vernunftkritik ein Ende, der  
 Friede zwischen ihnen ist völlig hergestellt. Wei-  
 ter verlangt die Leibnizische Vernunftkritik nichts,  
 und wenn das die Kantische, nach H. Kants ei-  
 genter authentischer Erklärung, behauptet: so ist  
 über diesen Punkt schlechtdings kein Gegen-  
 stand des Streites mehr vorhanden. Ich be-  
 rufe mich darüber auf alle die vielen Stellen,  
 wo ich das Leibnizisch-Wolffsche System in dem  
 Punkte, wovon es, meiner Einsicht nach, von  
 dem Kantischen abweicht, habe verurtheilt, z. B.

Phil. Mag. B. I. St. 3. S. 288. St. 4. S. 389.  
 B. III. St. 1. S. 501.) Ich will gern das über-  
 sehen haben, was ich nicht hätte übersehen sollen;  
 ich will nichts von dem anführen, was allenfalls  
 mein Uebersehen entschuldigen könnte; denn alle  
 diese Erörterungen würden den Krieg nur un-  
 nöthiger Weise verlängern; ein jeder Friede  
 pflegt eine völlige Amnestie des Vergangenen  
 mit einzuschließen, und es ist billig, daß diese  
 auch mir zu Gute komme. Ich will daher auch  
 nichts dagegen haben, daß ich es

- 2) zu meinem Nachtheile soll übersehen haben;  
 ob ich mich gleich auf den ganzen Inhalt und  
 Zweck des philos. Mag. berufen kann, daß ich  
 es nie als einen Nachtheil angesehen habe, daß  
 die Kantische Vernunftkritik mit der Leibnizischen  
 übereinstimmt. Ich kündige sogar diese Uebers-  
 einstimmung mit sichtbarer Freude an; ich suche  
 geflissentlich alles auf, wodurch sie zu Stande  
 gebracht werden kann, und gebe jedem Ver-  
 gleichspunkte, der dazu führt, die vortheilhaf-  
 teste Auslegung. Ich habe verschiedene Aufsätze  
 ganz eigentlich diesem Vergleichsgeschäfte gewid-  
 met, (s. Phil. Mag. B. II. St. 4. N. IV.  
 und VIII. und B. III. St. 1. N. III.) und  
 wenn ich in diesen Aufsätzen mich noch zweifels-  
 haft ausgedrückt habe: so will ich mir gern un-  
 recht

recht gehen, nachdem H. Kant selbst authentisch erklärt hat, daß seine Critik buchstäblich und wiederholentlich behaupte:

Raum und Zeit haben außer den subjektiven auch objektive Gründe, und diese objektiven Gründe sind keine Erscheinungen, sondern wahre erkennbare Dinge.

So bald ich der Ratifikation dieses Vergleiches gewiß bin, erkläre ich gern, über diesen Hauptpunkt des Streitens die Feder niederzulegen, und sie künftig nur bloß noch zur Erörterung einiger Nebenfragen zu gebrauchen. Allein auch von diesem hoffe ich, daß sie nicht werden abgethan seyn.



## VI.

Versuch einer deutschen Uebersetzung des  
achtten Buches der Ethik des Aristoteles.

An  
den Herausgeber des phil. Mag.

Auf Ihre schonende Güte und Nachsicht, W. Lehrer, rechne ich vorzüglich ist, da ich die Uebersetzung eines nicht unbeträchtlichen Abschnittes der Ethik des Aristoteles Ihrem kritischen Urtheile unterwerfe. Mit Schüchternheit übergebe ich Ihnen dies Bagstück meiner Jugend, aber auch mit dankbaren und frohen Empfindungen. Es vergegenwärtigen sich mir die angenehmen Stunden, in denen Sie mich zuerst in das Heiligthum der Aristotelischen Weisheit einführten, und mir gegen die großen Schwierigkeiten, die ich scheute, dadurch Muth einsprachen, daß Sie mir aus der Ferne belohnende Freuden für die angewandte Mühe zeigten. — — —

Ich versichere bloß noch, daß ich nach der möglichsten Treue gestrebt, und die oft räthselhafte Kürze des griechischen Philosophen nur dann durch Mittel, Ideen aufgehellert habe, wenn ich sie mit Mühe hatte auffuchen müssen, um mir im Originale Licht zu schaffen, und fürchten mußte, ohne sie in der Uebersetzung Dunkelheit zu lassen. —

Das

Das achte Buch der Ethik des Aristoteles.  
Von der Freundschaft.

1. Nutzen und Schönheit der Freundschaft; —  
Ursprung und Wesen derselben.

Die Freundschaft ist eine moralische Vollkommenheit, oder doch nicht ohne dieselbe, und dabey zum Leben unentbehrlich. Ohne Freunde würde Niemand, selbst im Besitze aller Güter zu leben wünschen. Dem Reichen, dem Mächtigen und Regenten schelnt der Freund am unentbehrlichsten; denn was nützt ihm die günstige Glückslage, wenn Wohlwollen davon getrennt ist? und gerade dies ist es doch, was sich gegen Freunde am stärksten, und auf die löblichste Art äußert. Und wie wollen sie auch im Besitze des Aeußern ohne Freunde erhalten und beschützt werden? Denn, je größer das Glück, desto unsicherer.

In der entgegengesetzten Lage des Lebens, in Dürftigkeit und andern Unglücksfällen, hält man seine Freunde für die einzige Zuflucht.

Den Jüngling bewahret Freundschaft vor Fehltritten, den Greissen schafft sie Pflege und ersetzt ihnen den aus Schwäche entstehenden Mangel der Thätigkeit; Die Männer in den besten Jahren leitet sie zu großen lobenswürdigen Thaten,

Denn wo zweien wandeln, da merket einer von beiden leichter, was am besten zu thun sey; ob ers auch merket,  
ist

istisches Einzigen Sinn doch wandender, schmecker, sein  
 Auch sind sie zum Denken und Handeln fähigen.

Freundschaft ist Gabe der Natur. Diese stößt die  
 Gefühle derselben dem Vater gegen seinen Sohn  
 ein; und nicht bloß den Menschen, sondern auch den  
 Vögeln und übrigen Thieren und Individuen, die zu  
 einer Gattung gehören. Man weißte, jedoch dem Men-  
 schen; daher man auch den Menschenfreund lobt.

Schon auf Reisen könnte jemand sehen, wie  
 verwandt und theuer ein Mensch dem andern sey.  
 Freundschaft hält selbst Staaten zusammen. Die  
 Gesetzgeber sind daher mehr um sie, als selbst um  
 Erhaltung der Gerechtigkeit bemühet; denn Eilträge  
 ist etwas der Freundschaft ähnliches, und auf diese  
 arbeiten sie am meisten hin; so wie sie Aufrührer, die  
 der Feindschaft ist, am meisten entfernen. Ferner un-  
 ter Freunden darf die Gerechtigkeit nicht befoh-  
 ren werden, aber Leute, die gerecht sind, bedürfen  
 der Freundschaft. Endlich aber scheint der höchste  
 Grad des Gerechten auch der höchste Grad der  
 Freundschaftlichen.

Doch nicht bloß nothwendig ist dieses Gut, —  
 sondern auch an und für sich schön (moralisch gut).

Wir

\*) Homers Il. 10. Ges. 220. Stalb. Heberf.

Wir haben die Liebhaber der Fremde, und die Liebe der Fremde \*) ist eine der schönen Eigenschaften des Menschen. Einige glauben, daß gute Menschen schon wegen ihrer Güte Freunde sind.

Ueber das Wesen derselben streitet man nicht wenig. Einige setzen es in eine gewisse Gleichheit und denken sich unter Freunden gleiche Menschen. Daher das Sprüchwort: „gleich und gleich gesellt sich gern,“ und ähnliche. — Andre hingegen glauben, daß gleiche Menschen wie Künstler gegen einander gesinnt sind; d. h. sich hassen. \*\*) — Noch andere gehn in ihren Untersuchungen weiter, und dehn es auf das Physische aus. Z. E. Euripides, der da sagt: Der Regen liebe das ausgetrocknete Erdreich; der Regenschwangere Himmel liebe es, auf die Erde herabzufallen; und Heraklit, der da sagt, Das Entgegengesetzte sey nützlich, aus den Wistönen entstehe die schönste Harmonie, das Weltall aus dem Streite der Elemente. Von beiden weichen Empedokles und andere ab, welche glauben, daß das Gleiche sich nach dem Gleichen sehne und darnach strebe. Doch die physischen Hypothesen mögen jetzt weybleiben. Sie gehören nicht zur vorliegenden Untersuchung, die sich auf Angelegenheiten des Menschen, auf seine Sitten

\*) Ich folge der Lesart φιλοφιλία.

\*\*) Hes. 24. 26.

Staten und Völkern bezieht; welche die Fragen aufwirft, ob bey allen Menschen sich Freundschaft finde, oder bey schlechten unmbglich sey? — ob es nur eine oder mehrere Gattungen derselben gebe? Derselben; welche nur Eine gestatten, und zwar aus dem Grunde, weil das Mehrere das Wenigere in sich fasse, trauen einem nicht sicheren und bequemen Merkmale, denn auch sehr verschiedenartige Dinge schließen das Mehr- und Wenigere in sich. —

2. Begriff der Freundschaft, aus dem Begriffe des Liebenswürdigen entwickelt,

Vielleicht läßt sich auf keine kommen, wenn der Begriff des Liebenswürdigen deutlich gemacht ist. — Offenbar wird nicht alles, wohl aber das Liebenswürdige geliebt, und dies ist entweder etwas Gutes oder Angenehmes oder Nützlich. Nützlich möchte das seyn, was die Ursach eines Gutes, oder des Vergnügens ist; so daß außer dem Guten und Angenehmen nichts als Zweck liebenswürdig erscheint. Nun entsteht die Frage: „liebt man das Gute an und für sich, das Absolutgute, oder das Relativgute? diese beiden Fälle sind verschieden, und sie lassen sich auch bey dem Angenehmen unterscheiden. — Offenbar liebt jeder das, was ihm gut und nützlich ist; offenbar ist auch das Absolutgute liebenswürdig, jedem aber das, was für ihn gut ist. Nicht,

Philos. Mag. 3. Bd. 2. St. P aber

aber bloß das wahre, sondern auch das scheinbare Gute liebt jeder; und es ist kein Unterschied, denn das Letztere erscheint ihm unter der Gestalt des Liebenswürdigen.

Es giebt also drey Beweggründe etwas zu lieben: das Gute, Angenehme und Nützliche. Findet sich ohne dieser Bedingungen bey einem leblosen Wesen, so heißt die Zuneigung zu demselben nicht Freundschaft; denn es findet keine Gegenliebe, kein gegenseitiges Wohlwollen statt. Lächerlich wäre es, dem Weine Gutes zu wünschen, höchstens wünscht man ihn zu erhalten, damit man ihn habe. — Dem Freunde aber, einem vernünftigen Wesen, müssen wir feinetwegen Gutes wünschen. Bey welchen sich diese Neigung findet, diese heißen wohlwollend, gesetzt auch, daß sie in dem andern dieselbe Neigung nicht findet. — Wohlwollen bey Menschen, die gleiches für einander fühlen, ist Freundschaft; — oder soll man hinzufügen, ein Wohlwollen, das nicht unbekannt ist? denn viele sind wohlwollend gegen Menschen, die sie nie gesehen haben, von denen sie nur voraussetzen, daß sie rechtschaffen und nützlich sind. — Dies findet sich auch, wenn einer von jenen eben dasselbe für diesen fühlt. — Wohlwollend sind diese gegen einander; aber wer möchte sie Freunde nennen, da ihre gegenseitige Gesinnung ihnen unbekannt ist? — Die also, welche einander aus einem der angeführten drey

Grün-

Belohnung, entweder des Guten, Angenehmen oder Nützlichen wegen, wohlwollen und Gutes wünschen müssen, wenn sie Freunde seyn sollen; einander nicht unbekannt seyn. —

3. Arten der Freundschaft; — des Nutzens und Vergnügens wegen — kurze Dauer derselben — Vollkommen ist die Freundschaft der Tugendhaften.

In den angeführten Stücken also unterscheiden sich Liebe und Freundschaft der Art nach. Es giebt drey Arten der liebenswürdigen Gegenstände; müde eben so viele Art Freundschaft. In jeder derselben ist Gegenliebe, die Gegenliebe ist nicht unbekannt, und endlich die, welche sich einander lieben, wünschen sich in dem Grade Gutes, in welchem sie sich lieben. — Die, welche des Nutzen zu Freunden machte, lieben sich nicht an und für sich, sondern nach Aufgabe des gegenseitigen Guten. Auf ähnliche Art verhält es sich mit denen, welche das Vergnügen verbindet. Sie lieben die wichtigen Menschen nicht, weil sie so oder so beschaffen; sondern weil sie angenehm sind. Die also, welche des Nutzens oder Vergnügens wegen lieben, lieben etwas des Guten oder Angenehmen wegen, das es ihnen schafft, und den Menschen nicht, weil er in anderer Rücksicht liebenswürdig; sondern weil er nützlich oder angenehm ist. Diese Art der Freundschaft

Freundschaft hängt also vom Zufalle ab; denn das  
 Objekt derselben wird nicht wegen seiner gesamten  
 Eigenschaften, sondern in dem Maße geliebt, als es  
 Nutzen oder Vergnügen gewährt. — Diese Freundschaft  
 ist leicht zerstörbar, wenn sich die Subjekte nicht  
 mehr nützlich oder angenehm finden, und sie sich einander nicht mehr  
 nützlich oder angenehm, so hören sie auf, sich zu lieben.  
 Aber das Stillsichere vergeht und ändert sich. Ist  
 sich nun das, was sie zu Freunden verband, so löst  
 sich auch die Freundschaft, die in Hinsicht drauf ge-  
 bildet war. Eine solche findet sich am gewöhnlich-  
 sten bei den bejahrten Personen; die nicht mehr nach  
 Vergnügen, sondern nach Nutzen haschen; Meist bei  
 denjenigen Männern und Jünglingen, welche ihren  
 Vätern nachfolgen. Dergleichen Leute leben nicht viel  
 mit einander; denn oft sind sie einander nicht ange-  
 nehm, begehren auch den gegenseitigen Umgang nicht,  
 wofern sie sich nicht nützlich finden. Angenehm sind sie  
 einander nur nach dem Grade der Hoffnung, Nutzen  
 zu ziehen. In diesem Range steht auch die Gast-  
 freundschaft. Die Freundschaft der Jünglinge besteht durch  
 das Vergnügen festsetzt zu werden. Sie leben nach  
 ihren Leidenschaften, verfolgen das Angenehme und  
 hassen das Unerwünschte. Über die Jugend  
 weilt bald dahin, der Rath zum Vergnügen ver-  
 schiebt sich. Die Begriffe vom Angenehmen ändern sich.  
 Grust

Daher

Daher entstehen und vergehn solche Freundschaften, in  
 einem Augenblicke, sie sterben mit dem Angenehmen, dahin  
 was ist schneller, als der Wechsel der Dinge, die  
 Vergnügen gewähren! — Dieser Gang zum Ver-  
 gnügen machte den Jüngling auch zum leicht-geneigt,  
 denn die Hauptsache derselben zeigt sich darin, daß sie  
 den Leidenschaften schmeichelt und Vergnügen gewährt.  
 Daher beginnen sie schnell eine Liebshafte, und heben  
 sie schnell wieder auf, indem sie sich oft am selben Tage  
 ändern. — Tagelang bey einander zu seyn, und  
 zusammen zu leben, das ist ihr Wunsch, und beides  
 finden sie in ihrer Freundschaft. — Vollkommen ist die  
 Freundschaft der Guten  
 und derer, die an Tugend und Rechtschaffenheit eine  
 grade, ähnlich sind. — Sie wünschen und befördern  
 einander in dem Grade Gutes, als sie selbst gut und  
 vollkommen sind. Sie sind an und für sich gut, und  
 diejenigen unter ihnen, welche ihrem Freunde keines  
 wegen wohlwollen und Gutes wünschen, sind die im-  
 pisten Freunde, denn durch sich selbst sind sie was  
 sie sind, nicht durch den Zufall. Ihre Verbindung  
 ist dauerhaft, so lange sie selbst gut sind, oder bis  
 Tugend dauerhaft bleibt. Jeder von ihnen ist an  
 und für sich und auch für seinen Freund edel und gut,  
 denn Tugendhafte sind an und für sich gut, und un-  
 ter einander nützlich und angenehm. Gute Menschen  
 sind sich selbst, und auch unter einander angenehm

Denn jedem unter ihnen gewähren seine eignen Hand-  
 lungen, und auch die Handlungen des andern Ver-  
 gnügen. Die Tugendhaften nemlich finden unter sich  
 dieselben oder doch sehr ähnliche Handlungen. Eine  
 solche Freundschaft ist ganz natürlich dauerhaft, in  
 ihr vereinigt sich alles, was sich bey Freunden finden  
 muß. Alle Freundschaft nemlich entsteht wegen eines  
 Gutes oder Vergnügens, es sey absolut oder relativ,  
 und wenn sich in beiden ein gewisses ähnliches Ver-  
 hältniß der Subjekts oder Objekte findet. Die ange-  
 gebenen Bedingungen finden sich bey ihnen; es findet  
 sich jene Aehnlichkeit und auch das Uebrige, das Ab-  
 solutgüte und Absolutangenehme. Dieser Grad  
 der Freundschaft ist am liebendwürdigsten; Liebe ist  
 Freundschaft am stärksten und vollkommensten bey ihnen.  
 Höchst selten sind, wie natürlich, dergleichen Freunds-  
 schaften. Denn wenige Menschen sind so beschaffen;  
 und wenn es deren giebt, so ist Zeit und Umgang nö-  
 thig, da nach dem Sprichworte, Leute nicht mit  
 einander bekannt werden können, bevor sie nicht Saft  
 mit einander gegessen: — und nicht eher einer den  
 andern sich nähern läßt, bevor nicht jeder dem andern  
 lebenswählig erschienen, und als solcher bewährt er-  
 funden ist. — Diejenigen, welche schnell das thun,  
 was Freundschaft bewirkt, wollen zwar schnell Freun-  
 de seyn, sind und werden es aber nicht, wosfern sie  
 nicht lebenswählig sind und dies wissen. Wunsch  
nach

nach Freundschaft entsteht bey den Tugendhaften schnell, sie selbst aber nicht. Sie ist also sowohl in Hinsicht auf die Zeit, als auch in Betreff aller übrigen Erfordernisse vollkommen; entsteht durch alles, was als nothwendig angegeben ist, und gewährt Jedem von den Theilnehmern ähnliche Vortheile. —

14. Beschaffenheit der Freundschaft, deren Triebfedern Vergnügen und Nutzen sind. — Vergleichung mit der Freundschaft unter Tugendhaften.

Die Freundschaft, bey der das Angenehme der Zweck ist, ist der jetzt erwähnten ähnlich. — Tugendhafte Menschen sind einander eben so angenehm, als Freunde, welche der Nutzen verband; und solchen gleichen sie auch wirklich. Unter denen, welche das Angenehme verbindet, ist Freundschaft am dauerhaftesten, wenn von beiden Seiten etwas gleiches geschieht, d. h. Vergnügen in gleichem Grade gewährt wird. Aber nicht allein in gleichem Grade, sondern auch von der nemlichen Art, wie es der Fall bey den Wisigen ist. Anders ist es bey den Liebhaber und Gehebeten. Diese werden nicht auf einerley Art vergnügt, sondern der eine dadurch, daß er den andern liebt, der andere dadurch, daß er von jenem bedient und gepflegt wird. Welkt nun die Blüthe der Jahre dahin, so welkt nicht selten auch die Freundschaft.

Jenem ist dann das Gesicht nicht mehr schön, bey  
 diesem fallen die Opfer der Verehrung weg. Viele  
 sindes blos in ihrem Verhältnis, wenn sie aus Ges-  
 wohnheit und wegen Uebereinstimmung, ihre Sitten  
 und Lebensart lieben. — Diejenigen, welche bey  
 ihrer Liebe nicht das Angenehme, sondern das Nütz-  
 liche austauschen, sind sowohl minder warme, als  
 minder dauerhafte Freunde; — denn sie hören auf  
 es zu seyn, wenn der Nutzen, der sie verband, weg-  
 fällt; sie waren nicht einer des andern, sie waren  
 Freunde des Nützlichen. Durch Vergnügen und  
 Nutzen können schlechte Menschen Freunde, gute den-  
 bösen geneigt werden; durch sich selbst nur die Zu-  
 gendhaften. Unmoralische Menschen haben kein Wohl-  
 gefallen an einander, wenn nicht der Nutzen ins  
 Spiel kömmt. — Die Freundschaft edler Seelen be-  
 darf dessen nicht; sie kann auch nicht ein Raub der  
 Verleumdung werden; denn es hält schwer, eine  
 Nachrede glauben bezumessen, die einen Mann be-  
 trifft, den man lange Zeit geprüft hat. — Es entsteht  
 dadurch nemlich Zutrauen und Abneigung von jeder  
 Art der Ungerechtigkeit, und alles das, was zur  
 wahren Freundschaft erfordert wird. Was hindert  
 aber bey der Freundschaft schlechter Menschen, daß  
 das Gegentheil alles, dessen geschehe? Sie sind kaum  
 Freunde zu nennen; sondern so wie man auch diejeni-  
 gen Freunde nennt, welche der Nutzen verband, wie

er

Er ganze Staaten verbindet (denn ein Staat bestimmt offenbar des Nutzens wegen Allirte), oder auch die, welche das Vergnügen geneigt macht, wie es bey Kindern ist, so müssen wir auch diese so nennen.

Es giebt also mehrere Arten der Freundschaft. Die erste und vornehmste ist die der Tugendhaften, welche sich nach dem Grade der moralischen Güte bestimmt, so wie die Uebrigen nach Verhältnis der Aehnlichkeit, nach welchem die Menschen in dem Grade Freunde sind, in welchem sie etwas Gutes und Aehnliches an sich finden. — Denen, die das Angenehme lieben, ist das Angenehme ein Gut. Niemand wird solche Freundschaft nicht; nicht sie selbst werden Freunde, wenn das Nützliche und Angenehme sie vereinigt, denn diese Dinge des Zufalls verstaten keine feste Verbindung.

Nach der angegebenen Classification werden schlechte Menschen, des Vergnügens oder Nutzens wegen, wann sie sich in beiden gleich sind, Freundschaft stiften: die Tugendhaften hingegen wegen ihres innern Werths und nach dem Grade desselben. Diese sind durch sich selbst Freunde, jene durch zufällige Dinge, und durch Aehnlichkeit mit den Tugendhaften.

5. Doppelte Betrachtungsart der Freundschaft, als eine Anlage und herrschender Seelenzustand. — Verschiedenheit von der Handlung des Lebens.

So wie man bey der Tugend einige gut nennt, entweder in Hinsicht auf die Anlage zu derselben oder in Betreff der schon erlangten Fertigkeit; so verhält es sich auch mit der Freundschaft. Einige genießen einander wirklich durch ein gemeinschaftliches und geselliges Leben, und werden einander nützlich; andere, die gleichsam schlafen, oder durch Wohnorte getrennt leben, sind zwar nicht thätig, aber sie haben gleichwohl die Anlage, freundschaftlich zu handeln und zu wirken. Entfernung der Wohnorte hebt die Freundschaft nicht ganz auf, sondern nur die Wirksamkeit derselben; dauert indeß die Abwesenheit lange, so scheint sie die Freundschaft in Vergessenheit zu bringen. Daher heißt es in einem Dichter: „Aufgehobene Unterhaltung hebt die Freundschaft auf.“

Wenn wir auf die Fähigkeit und Anlage der Freundschaft sehen, so sind die Grosse und die Unfreundlichen zu derselben weder aufgelegt noch geschickt. Kurz und vorübergehend ist bey ihnen der Sinn des Vergnügens. Niemand kann mit einem Unfreundlichen und Unangenehmen zusammenleben. Selbst die Natur und sie am meisten scheint das Beschwernliche

Nicht zu meiden und sich um das Angenehme zu bemühen. Nichts aber liegt so sehr im Character der Freundschaft, als das Zusammenleben; diejenigen daher, die einander aufnehmen, aber nicht zusammenbleiben, sind mehr wohlwollend als Freunde zu nennen. Nach dem Nutzen, den man bey der Freundschaft gleichfalls in Anschlag bringt, streben die Dürftigen; nach dem Zusammenleben auch die Begüterten und Glücklichen. Einsamkeit verträgt sich am wenigsten mit ihrer Lage; gemeinschaftliches Leben aber ist unmbglich, wenn man nicht an einander Vergnügen findet, denn dies scheint das Gesellschaftliche am meisten zu fordern. —

Die innigste Freundschaft findet, wie schon oft erwähnt worden, unter Tugendhaften Statt. Liebenswert und wählenswerth ist das Gute und Angenehme an und für sich; jedem aber das, was ihm beides ist; und aus diesen Gründen der Tugendhaften dem Tugendhaften. —

Vergleicht man die Freundschaft mit der Handlung des Liebens, so scheint die Letztere einer Leidenschaft, jene einem dauernden Seelenzustande ähnlich zu seyn. Denn Liebe erstreckt sich mehr minder auf unbelebte als belebte Gegenstände; Freundschaft nicht;

\*) In dem folgenden habe ich einige Zwischengedanken ergänzt, aber nicht so viele, als Andronikus eingeschaltet hat.

nicht; denn diese verlangt Gegenseitigkeit, Erwartung der Gegenseitigkeit aber setzt Ueberlegung und Wahl, diese einen dauernden Seelenzustand voraus. Ferner wünscht ein Freund dem andern um dessen willen Gutes; indem man aber wünscht, so handelt man nicht aus Leidenschaft, sondern nach einem dauernden Gemüthsstande. Wer seinen Freund liebt, liebt das Gute. Nur gut ist, weil ein redlicher tugendhafter Freund ein Gut wird. Jeder von ihnen erwünscht dem andern etwas gleiches, man mag auf den gegenseitigen Willen oder die Gattung \*) ihrer Freundschaft sehen. Man nennt die Freundschaft eine Gleichheit, welche indeß nur bey den Tugendhaften vorzüglich Statt findet. Diese Gleichheit wahrzunehmen, setzt Ueberlegung voraus; folglich hat die Freundschaft nichts Leidenschaftliches.

6. Fortsetzung. Greise und Unfreundliche taugen zur Freundschaft nicht. Jünglinge sehr. Die Eigenschaft des Angenehmen ist nothwendig. — Mit vielen Freund zu seyn, ist unmöglich. — Freundschaft aus Hang zum Vergnügen ist lieber ealer, als die des Nutzens wegen. In allen Fällen wird Gleichheit der Subjecte und Objecte erfordert. —

Bei den Unfreundlichen und Greisen nimmt die Freundschaft ab, je mehr ihr unfreundliches Wesen

\*) Ich folge der Lesart 11. 12. 13.

und das Wohlwollen zum Umgang zuwenden, da die  
 Liebe zu diesem am meisten zum Charakter und zu den  
 Tugenden der Freundschaft gehört. Daher werden  
 Jünglinge schnell Freunde, beschränkte Leute und Wirt-  
 siche nicht; denn sie werden nicht die Freunde sol-  
 cher Menschen, an denen sie kein Vergnügen finden,  
 welches doch ein notwendiges Erforderniß ist. Wie  
 vielen Freund zu seyn, ist nach dem Begriff einer  
 vollkommenen Freundschaft eben so unmöglich, als  
 viele zugleich zu lieben. Freundschaft und Liebe glei-  
 chen einem Uebelthun; und wie diese Beschaffenheit  
 hat, kann keine Thier nach sich nur auf Eins erstre-  
 chen. Das viele auf einmal zu einem hohen Grade  
 gefallen, ist nicht leicht, wenigstens nicht ohne es wohl nicht  
 des Guten Hogen fern \*). Denn, um dies zu bewei-  
 sen, ist Erfahrung und länger Umgang nöthig,  
 welches doch schwer ist. Umgekehrt des Wohlwollens  
 und Ungenügens Hogen, ist es möglich, daß es  
 auf einmal gefalle. Leute, die diese Eigenschaften  
 besitzen, sind nicht stark und wichtige, und sie können  
 in kurzer Zeit zerfallen werden. — Am häufigsten scheitert  
 die Freundschaft des Allgütigen wegen, wenn sich  
 dies bey beiden findet, und sie gegenseitig Wohlge-  
 fallen an einander haben. Es ist die Freundschaft  
 der Jünglinge, und von dieser Art zeichnet sie  
 sich durch einen liberalen (Eitel) aus. Freunds-  
 chaft ist ein sehr angenehmes, und ein sehr  
 — \*) Siehe lese 1005 d' an di' 27201.

sucht, des Nützlichen wegen, findet sich bey Men-  
 schen von gewöhnlichem Schicksal. Die Begüterten  
 bedürfen des Nützlichen nicht, wohl aber des Anse-  
 henen. Zusammen zu leben mit einigen, ist ihr  
 Wunsch, so lange es nicht beschwerlich ist, denn das  
 Beschwertliche tragen sie eine kurze Zeit; anhaltend  
 vermag keiner selbst das Gute, welches ihm beschwer-  
 lich ist, zu tragen. Deshalb suchen sie angenehme  
 Freunde; aber sie müssen auch gute suchen, und die  
 immer für sie gut sind. Dann wird sich bey ihnen  
 finden, was sich bey Freunden finden muß. Die  
 welche hohe Würden bekleiden, scheinen Freunde von ganz  
 verschiedener Art nöthig zu haben; einige, die ihnen nütz-  
 lich, andere, die ihnen unangenehm sind; denn selten findet  
 sich beides bey Einem. Sie suchen weder Menschen, die  
 mit ihrer Tugend auch Tugend verbinden, noch solche, die  
 zu edeln Handlungen nützlich sind, sondern, begierig nach  
 dem Angenehmen, suchen sie die Angenehmen, weil  
 sie höflich und gebildet, die Nützlichen, weil sie ge-  
 schickt sind, Aufträge zu besorgen. Dies findet sich  
 selten bey einem Menschen. Zwar ist, wie schon  
 oben erwähnt wurde, der vortheilhafte Mann zugleich  
 angenehm und nützlich; aber ein solcher wird nicht  
 der Freund eines Hohen, wosfern man nicht von ihm  
 auch in der menschlichen Vollkommenheit übertrouen  
 wird. Ist dies nicht, so gleicht er keinem, oder  
 gleich nach Verhältnis der äußern Vorzüge übertrouen

1776. §. Wieviel Größe giebt es aber, die bey tugendhaften auch an moralischen Vorzügen gleich kämen?

Die genannten Freundschaften zeichnen sich also durch eine gewisse Gleichheit aus. Denn von beiden geschieht dasselbe; beide sind auf gleiche Art gegen einander gesinnt; oder eins hebt sich gegen das andere auf, z. E. Vergnügen, gegen Nutzen. Diese letztern Arten der Freundschaft, die der Zweck des Nutzens und Vergnügens stiftete, sind einander bedeutend und dauerhaft. Sie scheinen, wegen einer gewissen Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, mit der wahren Freundschaft, Freundschaften zu seyn und auch nicht; da nemlich die eine etwas Angenehmes, die andere etwas Nützlichendes bey sich hat, und dies beides sich auch bey der tugendhaften Freundschaft findet, so scheinen sie, nach dieser Gleichheit mit dieser Freundschaft, zu seyn. — Da aber jene schnell zerstört werden; und auch in vielen andern Stücken abweichen, diese aber tadelsfrey und dauerhaft ist, so scheinen sie nach dieser Ungleichheit mit der tugendhaften Freundschaft diesen Namen nicht zu verdienen. —

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

Recens

## Recension.

Versuch, der Einrichtung unsers Erkenntniß-  
vermögens durch Algebra nachzuspüren.  
Von Chr. Ludw. Schübler. Leipzig 1788.  
264 S. 8.

Dem Herrn Verfasser, welcher Mitglied des Raths  
zu Heilbronn ist, hat das Studium der Kantischen  
Philosophie auf den Gedanken gebracht: „die gerühmte  
„apodiktische Gewißheit der meisten (wo nicht gan-  
„z aller) wesentlichen Behauptungen dieses Systems,  
„besonders in der transcendentalen Aesthetik und  
„Analytik, müßte sich wohl durch Algebra betreiben  
„lassen, und die angebliche Evidenz der Haupt- Lehra-  
„sätze in den gekürzten Analysen müßte am sicher-  
„sten gegen alle Zweifel ins reinste Licht gestellt wer-  
„den, wenn sie durch algebraische Vorstellungsart  
„firmt, in der Probe des dabey anzuwendenden allge-  
„mein gültigen Calculs beständen.“ Seine erste Be-  
schäftigung ging darauf aus: Rechts Gedanken über  
die Mathematik überhaupt aus allen seinen Schrif-  
ten zusammen zu lesen und neben einander zu stellen,  
um sonderlich seine Cardinal- Behauptung: „daß alle  
„mathem.

„mathematische Erkenntniß nicht aus Begriffen, son-  
 „dern jederzeit nur durch die Construction der Begriffe  
 „vor sich gehe,“ in das reinste Licht zu setzen.

Es kann seyn, daß es den Mathematikern wie  
 manchen Künstlern geht, welche vortreflich arbeiten,  
 ohne die Gründe ihrer Kunst bis in die feinsten Ele-  
 mente aufgelöst zu haben, wiewol es doch auch nicht  
 an scharfsinnigen Bemerkungen über das Verfahren  
 unsers Geistes in der Mathematik fehlt: es könnte  
 aber auch wol dem mathematischen Theoristen so ge-  
 hen, wie es bisweilen den ästhetischen Theoristen geht,  
 daß die Theorie zu enge für die Kunst ist. Eine philo-  
 sophische Theorie der Mathematik muß mit der Bes-  
 trachtung ihres Verfahrens in allen ihren Theilen,  
 der Analysis, Geometrie und reinen Mechanik (von  
 angewandter Mathematik ist hier nicht die Rede),  
 nicht allein im Ganzen, sondern auch im Besondern,  
 wo es etwas Unterscheidendes hat, anfangen, und  
 dann suchen, einen Standpunct zu gewinnen, wor-  
 aus sich alles übersehen läßt. Wenn die angeführte  
 Kantische Behauptung dieser Standpunct seyn soll,  
 so hätte unser Verfasser dieses durch mehrere Beyspiele  
 von der niedrigeren und höhern Gattung zeigen müssen.  
 Alle mathematische Sätze und Vorschriften werden  
 aus Begriffen von gewissen Formen der Größen mit  
 Zuziehung etlicher Axiomen durch sehr einfache Schluß-  
 arten hergeleitet. Woraus könnten sie anders herge-  
 leitet

leitet werden? Um nur ein ganz gemeines Beyispiel anzuführen, so wird ja wol die Vorschrift für das Multipliciren ganzer Zahlen in einander aus dem Begriffe der Multiplication, der decadischen Form, der Zahlen, und dem Axiom, oder identischen Satze, daß das Ganze so groß ist, als alle in demselben zugleich mögliche Theile zusammengenommen, hergeleitet. Die Eigenschaften der geometrischen Proportion beruhen zunächst auf dem Begriffe vom Verhältniß und der Gleichheit zweyer nicht identischen Verhältnisse. Die Gleichung für eine Parabel sieht der Analyt als ihre Definition an, und leitet daraus alle ihre Eigenschaften her. Die ganze Analysis des Unendlichen beruht auf dem Begriffe von letzten Verhältnissen, das ist, solchen, die von der Größe der Glieder unabhängig sind. Was in der angeführten Behauptung von der Construction der Begriffe gesagt wird, ist wegen des hiebey gebrauchten Wortes nicht gleich deutlich. Unser Verf. führt erst in der Folge S. 178 ff. die Lehren der Kantischen Philosophie, welche sich auf die Mathematik beziehen, an. Einen Begriff construiren, heißt, die dem Begriffe correspondirende Anschauung a priori geben oder a priori darstellen. (Krit. der r. R. 2. Aufl. S. 741.) Es wäre also Construction, was man auch wol Darstellung nennt, und zwar hier keine Darstellung in concreto, sondern in abstracto, welcher man aber, in der Geometrie, mit einer

einer sinnlichen zu Hilfe kommt. Zu dieser Construction oder Darstellung gehört auch die symbolische der reinen Analysis. (Kr. d. r. B. S. 745. und 762.) Nur ist zu bemerken, daß der Ausdruck, Construction, schon zu einem bestimmten Begriffe eines gewissen Verfahrens in der Geometrie und der Anwendung derselben auf analytische Rechnung gehört, und also nach einem üblichen Gebrauche der Mathematiker, durchaus nichts anders, als dieses Verfahren bezeichnen darf, folglich auf reine analytische Untersuchungen nicht anzuwenden ist. Von der zweyfachen Art der Construction, der ostensiven und der symbolischen, (Kant a. a. O. S. 745) erwähnt unser Verf. nichts.

Es würde mich von meinem jetzigen Zwecke zu weit abführen, wenn ich diese Materie weiter verfolgen wollte. Nur dieses will ich bemerken, daß die mathematischen Sätze, wenige ausgenommen, sich darin von andern unterscheiden, daß sie kein Subject und Prädicat enthalten, sondern die Gleichheit (bisweilen auch Ungleichheit) der Zusammenfügungen von Größen bey unähnlichen (zuweilen bey ähnlichen) Formen oder auch die Aehnlichkeit der Form bey Ungleichheit der Größe aussagen. Sie stellen auch oft bloß die Relation gewisser zusammengehörigen Größen dar, wie die Gleichungen, worin das eine Glied = 0 ist. Die mathematischen Begriffe enthalten bloß die Form der Größen. Die Verwandlungen dieser Formen sind

ein Hauptgeschäfte bey mathematischen Untersuchungen. Die Betrachtung der Form wird übrigens nichts anders seyn, als was Kant Construction, der Begriffe nennt. Doch ich muß zu dem engagierten Buche zurück eilen.

Es enthält vier Lucubrationen, die erste, eine Propädeutik oder Vorübungen zur Algebra (Algebra); die zweyte, Einführung in Algebra selbst, mit Anmerkung (Beziehung) auf Raum und Zeit; die dritte, über die Kategorie der Quantität und die Construction geometrischer Begriffe insbesondere; die vierte, über Continuität in Größe, Zeit und Empfindung. Die Einleitung enthält eine kurze, aber wohlgefaßte Literaturgeschichte der Kantischen Philosophie und der daraus entstandenen Bewegungen. Den Anfang der ersten Lucubration macht eine Anpreisung der Buchstaben: Rechnung und der Algebra, die denjenigen, welchen dieser wichtige Theil menschlicher Kenntnisse unbekannt ist, vielleicht zu enthusiastisch scheinen möchte. Sie ist allerdings gegründet, besonders wenn hier nicht bloß die eigentliche Algebra, sondern die ganze Analysis verstanden wird. Dieser erste Abschnitt beschäftigt sich bloß mit den Lehren der Elementar: Arithmetik, und sucht diese begreiflicher zu machen, sie gleichsam aus dem Innern des Verstandes herzuholen. Es ist freylich hier, wie bey den folgenden Abschnitten, manches zu erinnern, das hier aus  
zu

zuführen zu weitläufig ist, wo nur bloß auf das Rücksicht genommen werden kann, was philosophische Bestimmungen enthält. Gleich der Begriff der Größe, S. 23., daß sie Vielheit des Gleichartigen, synthetisch verknüpft ist, macht einen Anstoß, da synthetisch und verknüpft dasselbe sagt. Vielheit des Gleichartigen ist, ohne weitem Zusatz, Zahl. Soll der Zusatz auf das Stetige bey ausgedehnten Größen führen? Die angeführte Kantische Definition, nach welcher der Begriff von Größe der Begriff von der Erzeugung der Vorstellung eines Gegenstandes durch Zusammensetzung des Gleichartigen ist, geht auch mehr auf Zahlen, als auf ausgedehnte Größen. Eine Linie wird nicht aus Linien erzeugt, obgleich ihre Theile wieder Linien sind. — Daß Zahl den Begriff der Größe versinnlicht (S. 23), ist in Absicht auf ausgedehnte Größen nicht recht passend. — Synthesis soll (S. 26) seyn in Addition, Multiplication, Erhöhung zu Potenzen; Analysis in Subtraction, Division und in Brüchen überhaupt. Hier müßte die Ausziehung der Wurzeln noch beygefügt seyn. Brüche enthalten außer der Eintheilung auch eine Synthesis im Zähler. Wo gehört die Vorstellung eines Verhältnisses hin? — Jede Summe ist Zusammenfassung in synthetischer Einheit (S. 29). Die synthetische Einheit ist hier ein unbequemer Ausdruck, und sagt weiter nichts, als ein Ganzes. — Identität des Bewußts

wußtens, Recognition der Synthesis, Einheit der Apperception, beym Dividiren (S. 33); alles ungewöhnliche Ausdrücke, die diese Operation nicht deutlicher machen. Ein kleines Schema, wie man es in manchen Lehrbüchern der Rechenkunst antrifft, macht die Division viel deutlicher. — Eine nicht thunliche Division (S. 34) giebt den zu eingeschränkten Begriff, als wenn beym Dividiren der Dividendus den Divisor als Factor ausdrücklich enthalten müßte — S. 35. 3. 4. und S. 36. 3. 2. und 4. sind Fehler in den Buchstaben, Bezeichnungen. — Die Lehre von der Multiplication und Division soll ohne die Lehre von Verhältniß und Proportion nicht philosophisch abgehandelt werden können. Was heißt hier philosophisch? Wenn es hieß, ohne den Begriff von Verhältniß und Proportion, nicht vollständig, so wollen wir den Satz zugeben. Die Lehre von Verhältniß und Proportion setzt die von Multiplication und Division voraus. — Eine Division (S. 41) soll kein verständliches Resultat auswerfen, wenn der Quotient im Dunkeln bleibt. Warum das nicht? Braucht der Quotient immer entwickelt zu werden? Die hier angeführte Kantische Definition des Verhältnisses ist in der Mathematik unbrauchbar, weil man in der Analysis und Geometrie nichts mit Ursachen zu thun hat. Die hier ferner angegebene Entstehungsart des zweiten Gliedes eines Verhältnisses aus dem ersten, paßt nur

nur auf rationale Verhältnisse. Der Exponent soll die Artigkeit der Wiederholung im Raum oder in Zeit bemerken oder indiciren (angeben), und also das Erkenntniß, als dritte Größe, vermitteln. Wir sehen aber bey Verhältnissen weder auf Raum, noch auf Zeit. Es läßt sich hier der Kant'sche Satz, daß wir alles im Raum und Zeit anschauen, nicht anwenden. — Die Einheit der Apperception in einer Synthese bey dem Urtheile von der Gleichheit zweyer Verhältnisse (S. 43) ist für den Mathematiker eine zu hohe Kunstsprache. Bey philosophischen Sätzen, wo ein Prädicät mit einem Subjecte vereinigt wird, mag diese Einheit bemerkt werden. — Das S. 49 angegebene simplere Theorem ist falsch, oder gilt nur von dem arithmetischen Verhältnisse. Eine arithmetische Proportion wird S. 50 wie eine geometrische bezeichnet. Die Benennungen und Bezeichnungen der Mathematiker sind unveränderlich und unterschieden wie die Begriffe. — Daß diejenigen, welche die Lehre von den Brüchen vor der Lehre von der Proportion erklären, so verfahren, wie in der Anm. S. 55. gesagt wird, kann nicht behauptet werden. Ich nehme gleich mich selbst aus, Arithmetik S. 88. in der Encyclopädie I. Th. S. 561. — Auf den Augenschein darf man sich in der Mathematik nicht berufen, wie S. 56. geschieht — Warum Eins = Eins ist? Bey solchen Fragen soll (S. 58) der menschliche Verstand

scheitern oder — zurückkehren. Ich verstehe die Frage nicht, und weiß nur, daß ich mir zwey Dinge oder zwey Begriffe nicht zugleich als einerley und als verschieden gedenken kann. — Die synthetische Einheit der Apperception (S. 63) macht den Lehrsat von der Proportion nichts deutlicher. Es ist hier Gleichheit der Quantität, bey einer verschiedenen, wiewol ähnlichen Zusammensetzung. — Ganz von der nämlichen Größe seyn, und für einander gesetzt werden können, soll (S. 67) in eine Vorstellung, — d. i. in Identität des Bewußtseyns, zusammenlaufen. Nicht immer. Wenn man ohne weitere Verknüpfung sagt,  $a = a$ , so ist dieses nur Eine Vorstellung. Aber die Seiten eines Quadrats gedenkt man sich als gleich, und doch bleiben es verschiedene Vorstellungen. — Die Lehre von den Brüchen sucht der Hr. Verf. sehr ins Licht zu setzen. Doch möchte die Weitläufigkeit mehr schaden, als nützen. Wenn man bemerkt, daß ein Bruch ein zusammengesetzter Begriff ist, so wird man leicht einsehen, daß das Multipliciren und Dividiren mit einem Bruche eine gedoppelte Operation ist. Die Multiplication mit Brüchen sucht der Hr. Verf. durch die Reduktion der beiden Factoren auf einerley Benennung besser aufzuklären und anschaulich zu machen. Wenn nämlich  $\frac{1}{2}$  mit  $\frac{2}{3}$  multiplicirt werden soll, so ist das Product  $\frac{1}{3}$ , das vierte Glied einer geometrischen Proportion  $1 : \frac{1}{2} = \frac{2}{3} : \frac{1}{3}$  oder  $\frac{1}{3} :$

Man muß hierbey be-  
 merkt werden, daß der Nenner 15 in allen 4 Glied-  
 dern bloß die Größe der Theile anzeigt, da der Zähler  
 des Productes oder die Menge der Theile in demselben  
 bloß durch die Zähler der drey ersten Glieder bestimmt  
 wird. Man gelangt noch etwas kürzer dahin,  
 wenn bloß die beiden ersten Glieder  $\frac{1}{2}$  und  $\frac{1}{3}$  auf  
 einerley Benennung gebracht werden.

Die zweyte Lucubration fängt mit einer  
 Betrachtung der entgegengesetzten Größen an, nach  
 der gewöhnlichen Vorstellung von denselben. Der  
 rechte Gesichtspunct ist nicht getroffen. Die entge-  
 gegengesetzten Größen dienen, die Lehrsätze und For-  
 meln der Aufösungen allgemeiner zu machen, wenn  
 für mehrere Verbindungen von Größen die Form dies-  
 selbe ist, und bloß die Zeichen derselben Größe (einer  
 oder mehrerer) durchgehends entgegengesetzt werden.  
 Eine einzlge Formel kann auf diese Art mehrere Fälle dar-  
 stellen. Die Buchstabenrechnung muß von den ent-  
 gegengesetzten Größen unabhängig seyn. — Die Zeit  
 hat in der Analysis und Geometrie nichts zu thun.  
 In der Mechanik kommt sie vor, aber nicht als et-  
 was subjectives, sondern als etwas objectives, als  
 Abschnitt der Fortdauer eines Körpers. Was also  
 S. 128. f. von Zeit aus der Kantischen Philosophie  
 angeführt wird, ist in der Mathematik nicht zu ge-  
 brauchen. Selbst der Raum ist in dem beiden ersten

Theilen der reinen Mathematik unendlich, wenn näm-  
 lich Raum ein nach allen Richtungen unbegrenztes Aus-  
 gedehntes ist, weil die Geometrie mit den Formen  
 des Ausgedehnten, nicht mit dem Ausgedehnten selbst  
 sich beschäftigt. Daß successive Synthesen des Gleich-  
 artigen Linien und Oberflächen im Raum erzeugt (S.  
 185), möchte nicht richtig gesagt seyn. Denn wodurch  
 würden die Linien erzeugt, welche eine andere Linie  
 erzeugen? Linien, die nicht durch Bewegung erzeugt  
 gedacht werden, stellen sich dem Verstande ganz auf  
 einmal dar. — Eine gerade Linie, die sich um einen  
 Punkt bewegt, soll nach S. 48. S. 196 einen Weg  
 beschreiben. Was ist der Weg einer Linie? Offenbar  
 eine Fläche, also etwas unbestimmtes, wenn die Linie  
 nicht bestimmt oder nach einem bestimmten Gesetze  
 veränderlich ist. Was heißt es, daß sie die Hälfte  
 ihres Weges zur entgegengesetzten Seite vollendet?  
 Dergleichen schwankende Begriffe gehören nicht in die  
 Geometrie; die Flächenräume der Winkel (S. 198)  
 können in der Elementar-Geometrie nicht Platz fin-  
 den. — Von Ursache und Wirkung, dergleichen  
 hier der zeichnende Radius und der Bogen seyn sollen,  
 weiß man in der Geometrie nichts. — Man kann  
 nicht von einer erstaunlichen Theilbarkeit der Zeit,  
 wie von der des Goldes, reden (S. 247). Die  
 Zeit ist ins Unendliche theilbar, man sehe alle Abhand-  
 lungen über die reine Mechanik. — Der aus der  
 Rau

Kantischen Philosophie als merkwürdig angeführte Satz, (S. 248) daß wir an Größen überhaupt a priori nur eine einzige Qualität, nämlich die Continuität, erkennen, ist völlig richtig; es ist aber auch den Mathematikern nie eingefallen, eine andere erkennen zu wollen. Sie erinnern zum Theil ausdrücklich, daß die ausgedehnten Größen Continua sind. Reihen veränderlicher Größen sind Continua. Die Differentialrechnung gründet sich auf die Continuität der veränderlichen Größen.

Von Hrn. Schübler sind noch in demselben Jahre 1788 erschienen: *Räsonnements über wichtige Anwendungen der Algebra in Geometrie und Trigonometrie*. Leipzig, 10 Bog. kl. 8. Diese Schrift enthält keine philosophische Bemerkungen, wie die obige, sondern umständliche Entwicklungen geometrischer und trigonometrischer Beweise, um zu zeigen, wie dieselben erfunden sind. Sie wird daher Anfängern recht nützlich seyn können. Inzwischen ist zu bemerken, daß die Ausführlichkeit in Worten der Mathematik auch schädlich seyn kann: es kommt vielmehr darauf an, nachdem die Begriffe bestimmt erklärt sind, alle Sätze deutlich auszusagen, und ihre Beweise auf dem kürzesten Wege zu geben, niemals in den Beweis eines Satzes den Beweis eines Hilfsatzes einzuflechten, kurz, genau Euklids Methode zu beobachten. In der symbolischen Mathematik

macht werden freylich gewisse Erläuterungen wegen  
 der Methode und der Allgemeinheit der Rechnung  
 nöthig. Uebrigens muß der Leser auch etwas für sich  
 thun, und auf den Gang der Erfindung und Ver-  
 knüpfung der Sätze Acht geben. Es muß ihm nicht  
 genug seyn, die Sätze zu wissen, oder Aufgaben auf-  
 lösen zu können, sondern er muß auch einscheln, wie  
 durch eine natürliche und begreifliche Verknüpfung  
 der Begriffe jeder Schritt eines Beweises oder einer  
 Auflösung geschieht. Dazu sind eingestreute Bemerk-  
 ungen in dem Vortrage sehr behülflich. Vielleicht  
 thun die Mathematiker hier zu wenig; und verlassen  
 sich zu viel auf die Kräfte oder vielmehr den Willen  
 ihrer Leser, wenn die ersten Begriffe so viele Schwie-  
 rigkeiten mit sich führen, als es Hr. Schübler S.  
 41. behauptet. Er sagt, es gäbe tausende, gar nicht  
 unfähige, noch auch sonst der Mathematik abholde,  
 ja wol selbst in der Geometrie bewanderte Män-  
 ner, die das Wort Sinus nicht ohne Unwillen aus-  
 sprechen und ausprechen hören. Wahrlich, diese  
 Männer müssen in keine guten Hände gefallen seyn.  
 Der Begriff des linearen Sinus kann doch keine  
 Schwierigkeit mit sich führen; es müßte der Begriff  
 eines Sinus als Quotienten, der in der neuern ana-  
 lytischen Geometrie beständig gebraucht wird, Doms-  
 tigkeit haben. Diese hätte Hr. Sch. da, wo er dies  
 selb. Begriffs erwähnt, (S. 25) zu heben süßern müs-  
 sen. —

feh. — Daß das Augenmaaß bey Schätzung geometrischer Größen triegt, halte ich gar nicht für demüthigend, wie es unser Verf. S. 16 und 18 mit Bedauern behauptet. Die Sehkraft bezieht sich ja ursprünglich gar nicht auf Verhältnisse der Größen, und die Geometrie von ihrer Seite soll nichts empirisches, von den Sinnen abhängendes seyn. Genug, daß, wenn ich Verhältnisse der Größern empirisch erkennen will, Werkzeuge mancher Art mir behüfflich sind, die Genauigkeit über die Gränze der natürlichen Sehkraft zu treiben.

Klugel.



Inhalt.



32101 065205682

No. 250

## I n h a l t.

---

- I. Ueber den Reinholdischen Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens. Von J. E. Schwab. S. 125.
- II. Vorkäufige Antwort auf Hrn. Kants Schrift: Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll. S. 148.
- III. Ueber den Satz des zureichenden Grundes. Von J. G. E. Maass. S. 173.
- IV. Berichtigungen einer Stelle in dem phil. Mag. B. I. St. 2. S. 159. mit Beziehung auf H. Prof. Kants Schrift über eine Entdeck. nach der alle neue Krit. der Vern. durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll, S. 12. u. ff. S. 205.
- V. Eigentlicher Streitpunkt zwischen dem Leibnizischen Dogmatismus und dem kritischen Idealismus. S. 212.
- VI. Versuch einer deutschen Uebersetzung des achten Buches der Ethik des Aristoteles. Von H. Dellbrück. S. 271.
- VII. Recension. S. 236.

DATE ISSUED

DATE DUE

DATE ISSUED

DATE DUE

~~NOV 15 1907~~

NOV 15 2007

~~NOV 15 1907~~

~~NOV 15 1907~~

